L. germ.
6

L. germ. 6

Adelung

<36613542260019

<36613542260019

Bayer. Staatsbibliothek

Über

die Geschichte der Deutschen Sprache,

über

Deutsche Mundarten

und

Deutsche Sprachlehre.

Von

Johann Christoph Adelung.

Leipzig,
verlegts Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf,
1781.

5829

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Als ich vor mehr als einem Jahre eine sehr verehrungswürdige Aufforderung zu einer Deutschen Sprachlehre für Schulen erhielt, sahe ich gar bald, daß ich die preiswürdige Absicht dieses Befehles nur halb erfüllen würde, wenn ich nicht neben derselben auch Hand an

ein größeres Werk legte, welches die Beweise und weitern Ausführungen solcher Gegenstände enthielt, welche in jener nur berührt, und als kurze Sätze vorgetragen werden können.

Von dieser größern Arbeit sind gegenwärtige Bogen die Einleitung, und ich glaube, daß ihre Bekanntmachung auch für sich allein nützlich seyn wird, indem sie manche Gegenstände in ihr wahres Licht zu stellen suchen, worüber gegenwärtig so vieles geschrieben und gesprochen wird.

Man macht sich seit einiger Zeit viel mit der Deutschen Sprache zu schaffen, sucht sie auch wohl

zu verbessern und zu bereichern; allein zum Unglücke wählet man dazu gerade die unschicklichsten Mittel. Die Vollkommenheit einer Sprache hängt nicht von diesem und jenem äußern Umstande, von diesen und jenen Buchstaben oder Sylben ab, hängt ganz von dem Reichthum und der Deutlichkeit der Begriffe, und von dem Geschmack derer ab, welche sie schreiben. Hat es eine Nation erst darin zu einem beträchtlichen Grade der Vollkommenheit gebracht, so folgt die Sprache mit allem, was zu ihr gehöret, von selbst nach. Das bestätigt die Geschichte nicht nur aller Zeiten und Sprachen, sondern auch einzeler Schriftsteller. Wer mit einem Schatze deutlicher Erkenntniß den

feinsten und besten Geschmack verbindet, wird sich in seiner Sprache allemahl am besten und richtigsten ausdrucken.

Wem hatten die Sprachen Griechenlands, Roms und Frankreichs ihre Verfeinerung, ihre Vollkommenheit, ihr Ansehen zu danken? Nicht den Sprachgesetzen irgend eines Monarchen, nicht den Künsteleyen dieses oder jenes Schriftstellers, nicht den Grillen irgend eines Sprachlehrers, bloß dem Grade der Cultur im Ganzen. Diesem hat auch die Deutsche Sprache ihre Ausbildung von dem sechsten Jahrhunderte an zuzuschreiben, und von diesem muß sie auch ihre fernere Vollkommen-

heit erwarten, alles übrige ist, auf das gelindeste davon zu urtheilen, Zeitverderb.

Ich werde mich für hinlänglich belohnt halten, wenn meine Bemühungen nur etwas dazu beytragen, die gründliche Kenntniß unserer Sprache und aller ihrer Theile zu befördern. Wird diese Absicht erreicht, so wird ein großer Theil der Neuerungen, durch welche man sie jetzt zu verbessern glaubt, von selbst wegfallen.

In Ansehung des Entwurfs einer Geschichte der Deutschen Sprache, welcher die erste Hälfte dieser Einleitung ausmacht, bemerke ich noch, daß

ich gesonnen bin, denselben ein Mahl weitläufiger auszuarbeiten, und von der Sprache in jedem Zeitraume beträchtliche Proben zu geben, so bald ich nur von manchen hin und wieder noch in den Bibliotheken befindlichen handschriftlichen Denkmählern der Sprache umständliche Nachricht eingezogen habe. Leipzig den 6ten Dec. 1780.

Einlei-

Einleitung.

über

Sprache, Deutsche Sprache

und

Sprachlehre.

Einleitung.

Über Sprache, Deutsche Sprache und Sprachlehre.

I.

Sprache überhaupt.

Inhalt.

Was Sprechen und Sprache ist, §. 1.
Volk, Völkerschaft, Muttersprache, §. 2.
Lebendige, todte und gelehrte Sprache, §. 3.
Die Sprache folgt der Cultur, §. 4.
Dialect und Mundart, §. 5.
Erste Sprache, §. 6.
Alte Europäische Sprachen, §. 7.
Heutige überreste derselben, §. 8.

---

§. 1.

Was Sprechen und Sprache ist.

Sprechen heißt zwar zuweilen im weitesten Verstande, einen Ton von sich geben, in welchem man ansprechen noch von den Orgelpfeiffen braucht; allein im engsten und gewöhnlichsten Verstande ist es, seine Vorstellungen durch vernehmliche Laute ausdrücken.

Vorstellungen entstehen aus Empfindungen, und diese sind entweder innere oder äußere. Menschen und Thiere haben das Vermögen, ihre innern Empfindungen durch jeder Art eigene und verständliche Laute auszudrucken. Diese Laute sind bey jeder Art Thiere, so wie bey dem Menschen, der Zahl nach sehr geringe, weil der innern Empfindungen nur wenige sind. Ein ach! ah! oh! ey! fi! uh! und wenige andere, siehe da das ganze Wörterbuch der menschlichen innern Empfindungen. Welch eine arme Sprache! Sie machen daher keine Sprache in engerer Bedeutung aus, und aus ihnen kann nie eine Sprache in menschlichem Verstande entstehen. Das Vermögen, äußere Empfindungen durch vernehmliche Töne auszudrucken, ist dem Menschen allein eigen, weil dazu Reflexion oder Besonnenheit gehöret; ein Vermögen, welches ihn von den Thieren unterscheidet. Man sehe Herrn Herders vortreffliche Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Aber auch der bloße vernehmliche oder hörbare Ausdruck der äussern Empfindungen ist noch nicht Sprache im engsten Verstande, ob er gleich der Grund derselben ist; ist so wenig Sprache, als bloße einfache Empfindungen Vorstellungen und Begriffe sind. Sprache im engsten Verstande ist sowohl vernehmlicher Ausdruck der Begriffe, als auch der ganze Inbegriff solcher vernehmlichen Laute, wodurch Menschen ihre Vorstellungen ausdrücken.

Ich sage **vernehmlicher**, d. i. hörbarer, Ausdruck; denn es gibt noch eine andere, obgleich äusserst unvollkommene Art, andern seine Vorstellungen merklich zu machen, z. B. durch Geberden. Doch das heißt deuten und nicht sprechen. Schrei-

Schreiben stehet dem Sprechen, aus diesem Gesichtspunkte nicht entgegen, sondern ist bloß ein Hülfsmittel, vernehmliche Töne dem Gesichte vorzumahlen, und sie dadurch dem Verstande hörbar zu machen.

Volk, Völkerschaft, Muttersprache.

§. 2. Da es mehrere Arten gibt, seine Vorstellungen und Begriffe durch vernehmliche Laute auszudrucken, so gibt es auch mehrere und verschiedene Sprachen, und dieser ihre Verschiedenheit ist in der Natur eben so sehr gegründet, als die Verschiedenheit der Vorstellungsarten, Sitten, Cultur u. s. f. und eine allgemeine Sprache ist, wenn sie keine Grille des Stubengelehrten bleiben, sondern zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen brauchbar seyn soll, ein Unding. **Nation, Volk**, sind zwar vieldeutige Ausdrücke; allein dem gewöhnlichsten Sprachgebrauche nach bezeichnen sie eine Menge Menschen, welche bey einer gemeinschaftlichen Abstammung einerley Vorstellungen durch einerley Laute, und auf einerley Art ausdruckt, und dieser Begriff ist einer der bestimmtesten. Ein großes aus mehrern Stämmen, das ist, kleinern verwandten Völkern, bestehendes Volk, nennt man lieber eine **Völkerschaft**. Den gemeinschaftlichen Ursprung muß man hier nicht zu genau nehmen, indem alle Völker von den ältesten Zeiten an, sehr häufig mit einander vermischt worden. Die Sprache ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmahl eines Volkes. Es kann seine Sitten, seine Gebräuche, selbst seine Religion ändern, und es bleibt noch immer eben dasselbe Volk; aber man gebe ihm eine andere Sprache, so verhält sich alles ganz anders. Wer kennet noch die ehemahligen Wenden in Ober- und Niedersachsen, seitdem ihnen die Deutsche Sprache

che aufgedrungen worden? Sind sie nicht dadurch den Deutschen einverleibet und mit ihnen auf das unzertrennlichste zu einem Volke verbunden worden? Wer kennt noch in dem heutigen Böhmen die Überreste der alten Bojer, die, von den Slaven überwunden, ihre Sprache annahmen und dadurch alle Unterscheidungsmerkmahle bis auf die geringste Spur verlohren? Eine gemeinschaftliche Sprache setzt daher nicht allemahl einen gemeinschaftlichen Ursprung voraus, weil ein Volk dem andern seine Sprache aufdringen kann. In dieser Rücksicht auf ein gewisses bestimmtes Volk ist die **Sprache** derjenige Inbegriff vernehmlicher Laute, durch welche sich ein Volk seine Vorstellungen mitzutheilen pflegt. Eine solche Sprache heißt alsdann die **Muttersprache** eines jeden, der von diesem Volke ist.

Lebendige, todte und gelehrte Sprachen.

§. 3. Die Erfahrung lehret uns, daß Völker entstehen, verändert werden, und untergehen. Eben das gilt auch von ihren Sprachen. Sprachen, welche noch jetzt von ganzen Völkern gesprochen werden, heissen **lebendige**, diejenigen aber, welche nicht mehr von ganzen Völkern gesprochen werden, **todte Sprachen**. Es ist eine angenehme Beschäftigung, die seit dem Anfange der Geschichte bekannt gewordenen Völker und Völkerschaften mit ihren Sprachen, so weit man sie kennet, vor sich vorüber gehen zu lassen. Wie viele davon sind nicht todt, so völlig todt, daß auch nicht die geringste Spur mehr von ihnen übrig ist! Nicht so diejenigen Völker, denen wir unsere Cultur und Wissenschaften zu danken haben, und deren Sprachen wir noch unter dem Nahmen der **gelehrten Sprachen** kennen und studieren. Diese Völker sind, was den verbesserten

Reli-

Religions-Unterricht betrifft, die ehemahligen Hebräer oder Juden, in Rücksicht der weltlichen Gelehrsamkeit aber, die Griechen und Römer.

§. 4. Sprache und Erkenntniß oder Cultur stehen in dem genauesten Verhältnisse mit einander; ein Satz, der schon aus dem Begriffe der Sprache erweislich ist. Sie ist ein vernehmlicher Ausdruck der Vorstellungen; ein Volk kann also keine andern Vorstellungen ausdrucken, als es wirklich hat, und kann sie nicht anders ausdrucken, als wie es sie hat. Ein rohes, wildes oder halb wildes Volk lebt ganz sinnlich, hat daher nur wenig Begriffe, seine Sprache erstreckt sich selten weit über die Gränzen der sinnlichen Gegenstände und Veränderungen, die es um sich hat, und sein Ausdruck derselben ist eben so hart und ungeschlacht, als seine Empfindungswerkzeuge und Sprach-Organen. Schon diese Betrachtung sollte uns abhalten, in den Ausdrücken so mancher Völker von geringer Cultur, nicht die feinen Begriffe und abstracten Vorstellungsarten zu suchen, welche so viele darin zu finden glauben; ein Fehler, welcher so oft bey den Ableitungen der Wörter und ihrer Bedeutungen begangen wird. Die Ursprünge der Wörter fallen allemahl in die rohesten Zeiten jedes Volkes, wo es keine andern als ganz sinnliche Vorstellungen hatte und haben konnte, wo folglich die sinnlichste Erklärung allemahl die wahrscheinlichste ist.

Die Sprache folgt der Cultur.

Sobald ein Volk die engen Gränzen des rohen Bedürfnisses überschreitet, sobald es anfängt, sich über das Sinnliche zu erheben, sobald es sich verfeinert, und Geschmack an Sitten, Künsten und Wissenschaften bekommt, sobald erweitert und ver-

feinert sich auch dessen Sprache, weil es neue Begriffe bekommt und die alten berichtigt. Zugleich verfeinert sich das Äussere der Sprache, so wie Sitten und Lebensart biegsamer werden; die rauhen Töne werden mit gleich bedeutenden sanftern vertauscht, die Sprache wird durch Vervielfältigung der Partikeln runder, voller und biegsamer, sie wird immer regelmäßiger, je mehr sie geschrieben, und nicht mehr bloß dem Munde des großen Haufens überlassen wird. Alles dieses geschiehet sehr langsam, und nach und nach von dem Volke und dessen erweiterten Begriffen selbst, nicht von Sprachlehrern, welche an der Ausbildung der Sprache immer den geringsten Antheil haben.

Der höchste mögliche Wohlstand ist zugleich der erste Schritt zum Verfalle, weil jedes endliche Ding entweder zunimmt oder abnimmt. Eben das gilt von der Sprache. Äußerer Wohlstand gebieret den Luxus; auf die männliche Feinheit der Sitten, folgt weibische Verzärtelung, die Gründlichkeit weicht dem Schimmer und kindischen Putze, und die Neigung zum erkannten Wahren und Guten der Liebe zur Neuheit und zu Veränderungen, und die Sprache wird nunmehr so schlüpfrig, weich und üppig, als das Volk, welches sie spricht.

Hieraus erhellet zugleich, in wie fern sich eine Sprache fixiren lasse. Eine todte Sprache ist schon an sich fixirt genug; allein die lebendige Sprache eines ganzen Volkes fixiren wollen, heißt der immer fortschreitenden Natur Gränzen setzen wollen. Nur die Schriftsprache läßt sich fixiren, wenn der schreibende Theil einer Nation weise genug ist, den Verfall ihres Wohlstandes zu empfinden, und patriotisch

genug, wenigstens ein Überbleibsel ihres ehemahligen Glanzes zu retten. Dieß ist der Fall in Italien, wo sich der bessere Theil nach den Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts bildet, in welchen Reichthum, Geschmack, Künste und Wissenschaften in Italien eine Höhe erreicht hatten, zu welcher sie nachmahls nie wieder gelangt sind.

§. 5. Die Sprache eines Volkes muß also zu verschiedenen Zeiten nothwendig sehr verschieden seyn. Allein es gibt auch noch Gründe, warum sie unter den verschiedenen Theilen eines und eben desselben Volkes zu einerley Zeit verschieden seyn kann und muß. Diese Verschiedenheiten machen das aus, was man **Dialecte** oder **Mundarten** einer Sprache nennt. Dialect und Mundart.

Wie wichtig die Kenntniß und Beurtheilung der Sprachen in der Geschichte ist, die Abstammung und Verwandtschaft der Völker zu bestimmen und zu beurtheilen, ist nunmehr bekannt genug. Allein noch hat niemand Regeln gegeben, wornach das Verhältniß der Sprachen gegen einander beurtheilet werden müsse, oder woraus man bestimmen könnte, was Mundart, was verwandte und was verschiedene Sprache ist. Ich werde in dem Abschnitte von der Bildung der Wörter einen Versuch machen, diese Regeln zu entwerfen, so weit solches in einer Sprachlehre geschehen kann.

Der erste und vornehmste Grund der verschiedenen Mundarten ist denn doch wohl in der verschiedenen Abstammung zu suchen; indem jedes nur irgend beträchtliche Volk ursprünglich aus mehrern verwandten Stämmen bestehet, die sich im Ganzen

eben so von einander unterscheiden, als jeder einzelne Mensch von dem andern verschieden ist. Mehr oder weniger Gemeinschaft unter den Stämmen, verschiedene Grade der Cultur, Clima und Boden, und andere zufällige Umstände mehr, unterhalten diese Verschiedenheit, vermehren oder vermindern sie, und können endlich aus dem, was anfänglich nur Mundart war, eine eigene sehr verschiedene Sprache machen, wenn nämlich die Trennung frühe genug und vor der völligen Ausbildung der Sprache geschiehet; und auf diese Art sind die meisten Sprachen in der Welt entstanden.

Welches die erste Sprache gewesen ist.

§. 6. Man hat sich von je her sehr viele unnöthige Mühe gegeben, ausfindig zu machen, welches die erste Sprache in der Welt gewesen; weil man geglaubt, alle übrigen Sprachen müßten sich alsdann sehr leicht aus dieser ersten herleiten lassen. Allein, wenn auch diese erste Sprache ausfindig gemacht werden könnte, so ist um deßwillen die Folge noch nicht gegründet. Bey der sehr frühe geschehenen Verbreitung und Vertheilung der Familien und Stämme mußte die kaum gebildete, folglich noch sehr arme und unvollkommene Sprache sich nothwendig sehr bald in unzählige Mundarten verwandeln. Und da jede Familie oder jeder Stamm fortfuhr, die empfangenen Anfangsgründe der Sprache nach Maßgebung seines Bedürfnisses, seiner Lebensart, und seines Clima auszubilden, so mußten die Mundarten in einem beträchtlichen Zeitraume nothwendig zu eigenen Sprachen werden, welche von ihrer Ursprache endlich nichts mehr, als die ersten Wurzelwörter, aufzuweisen hatten. Die Hebräische Sprache ist freylich die älteste, von welcher wir die beträchtlichsten Überbleibsel haben; allein sie ist

um deßwillen nicht die ursprüngliche. Der Abstand von ihr bis zum Ursprunge des menschlichen Geschlechts ist zu weit, und mit zu großen Veränderungen durchwebt.

Moses schrieb, da das menschliche Geschlecht, der gewöhnlichen Zeitrechnung zu Folge, schon bey nahe dritthalbtausend Jahre gesprochen, und sehr wichtige Veränderungen erlitten hatte. Es ist nicht einmahl glaublich, daß die Hebräische Sprache, so wie wir sie jetzt kennen, ganz die ist, wie sie Moses und seine nächsten Nachfolger schrieben. Von ihm bis auf den **Esdras** sind wenigstens tausend Jahre, und in dieser Zeit ging das jüdische Volk durch alle Grade der Cultur, von der einfältigen nomadischen Lebensart an, bis zur blühendsten Monarchie, und von da wieder bis zur niedrigsten Stufe des Verfalles. Wie sehr mußte sich nicht in diesem langen Zeitraume die Sprache des Volks ändern? Unser Deutsch, wie verschieden ist es von dem Deutsch des **Kero** und seiner Zeitverwandten! Und doch ist die Sprache, als Sprache betrachtet, in allen biblischen Büchern einerley.

§. 7. **Europa** ist, wenigstens seinem allergrößten Theile nach, sehr frühe von dem nordöstlichen Asien aus bevölkert worden, und hier muß man daher auch die Anfangsgründe seiner Sprachen suchen. Sehr lange pflegte man die ältesten Europäischen Völker und ihre Sprachen unter zwey Haupt-Classen, der Scythischen und Celtischen, zusammen zu fassen; gerade als wenn es ehedem nur zwey Hauptsprachen in Europa gegeben, zu welcher sich alle übrigen höchstens als Mundarten verhalten hätten. Allein, da in einem Zeitraume von fast zweytausend Jahren Alte europäische Sprachen.

Jahren vor der großen Völkerwanderung, so viele und so verschiedene Völkerschaften aus Asien nach Europa gewandert, und unter diesen Völkern in Europa selbst so viele und so große Veränderungen vorgegangen sind, so erhellet schon hieraus, wie viel es gewagt ist, alle diese Völker und ihre Sprachen auf zwey Haupt-Classen zu bringen. Es sind daher die Nahmen Scythisch und Celtisch in diesem Verstande in den neuesten Zeiten mit Recht verworfen worden. Cäsar fand schon zu seiner Zeit in dem heutigen Frankreich wenigstens drey Völker von verschiedener Herkunft und Sprache; Ariovist, ein Deutscher, mußte das Gallische ordentlich erlernen, (Cäs. de bello Gall. B. 1. Kap. 47.) und die neuern Untersuchungen derjenigen Provinzial-Sprachen in England, Frankreich u. s. f. welche bisher für Überbleibsel des alten Gallischen gehalten worden, beweisen es, daß diese Sprachen von der Deutschen eben so sehr verschieden sind, als sie es größtentheils unter sich sind.

Heutige Überreste derselben.

§. 8. Die heutige Deutsche, Isländische, Schwedische und Dänische Sprache, welche unter sich verwandte Sprachen sind, sind die vornehmsten und ältesten Überbleibsel der alten Europäischen Sprachen, wohin man noch die Schottisch-Irländische und die Volkssprachen mancher einzeler Provinzen in England, Spanien, Frankreich u. s. f. rechnen kann, die aber von der erstern in ihrem Bau und wesentlichen Unterscheidungsstücken mehr oder weniger abweichen.

Die alte Lateinische Sprache, welche selbst nichts weniger als eine ursprüngliche Sprache, sondern eine Vermischung der alten Ligurischen mit der

Sprache

Sprache der Pelasger, Hellenen, Trojaner und Hetrurer ist, ward zugleich mit der Römischen Herrschaft dem ganzen westlichen Europa aufgedrungen, und durch ihre Vermischung mit den alten Landessprachen entstanden die heutige Italienische, Französische, Spanische und Portugisische, deren jede sich wiederum in viele verschiedene Mundarten theilet. In Britannien ward die alte Volkssprache durch die Angelsächsische, einem Abkömmlinge des heutigen Niederdeutschen, verdrängt, und diese bildete sich nach dem Einfalle der Normannen, durch Vermischung mit der Französischen, in die heutige Englische um. Nur die Deutsche Sprache hat sich mit ihren nördlichen Schwestern in ihrer alten Reinigkeit zu erhalten gewußt, und sich mehr durch ihre innern Schätze bereichert und ausgebildet, als von andern erbettelt. Aber dafür hat sie von ihren leichtsinnigern Nachbaren auch mehr als einmahl den Vorwurf einer barbarischen Sprache hören müssen.

II. Deutsche

II.

Deutsche Sprache.

Inhalt.

Perioden der Deutschen Sprachgeschichte, §. 9.
Alte Germanen, §. 10.
Rohe Beschaffenheit ihrer Sprache, §. 11.
Ihre Abneigung von der Cultur, §. 12.
Große Völkerwanderung, §. 13.
Gothen und Ulphilas, §. 14.
Anfang der Cultur der Deutschen, §. 15.
Wie sie geschehen, §. 16.
Gehet sehr langsam von Statten, §. 17.
Carl der Große, §. 18.
Ludwig, Vater und Sohn, §. 19.
Sächsische Könige, 919 — 1024, §. 20.
Kaiser aus dem Fränkischen Hause, 1024 — 1125, §. 21.
Schwäbische Kaiser und Dichter, §. 22.
Mängel der Schwäbischen Dichter, §. 23.
Ursachen ihres Verfalles, §. 24.
Glückliche Veränderung im vierzehnten Jahrhunderte, §. 25.
Reformation, Hochdeutsche Sprache, §. 26.
Ausbildung der letztern, §. 27.
Ob sie an Vollkommenheit wachsen kann, §. 28.

§. 9.

Geschichte der Deutschen Sprache.

Da die Sprache mit der Cultur eines jeden Volkes in dem genauesten Verhältnisse stehet, so läßt sich auch die Geschichte der erstern nie ohne beständige Rücksicht auf den jedesmahligen Zustand und Fortschritt der Cultur begreifflich machen. Legt man diesen zum Grunde, so zerfällt der ganze große Zeitraum, welchen die Geschichte der Deutschen zu durchlaufen hat, von sich selbst in sechs große Abschnitte.

schnitte. 1. Von dem Ursprunge der Deutschen Völkerschaften an bis zur großen Völkerwanderung. 2. Von der Völkerwanderung bis auf Carln den Großen. 3. Von dessen Regierung an bis zu den Schwäbischen Kaisern. 4. Von den Schwäbischen Kaisern bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhundertes. 5. Von da bis zur Reformation; und 6. endlich von der Reformation bis zur gegenwärtigen Zeit. In allen diesen Abschnitten hat die Nation in den Sitten, in der Cultur und folglich auch in der Sprache, im Ganzen genommen, sehr mächtige Fortschritte gethan. Wir lassen es hier bey diesen Hauptabschnitten bewenden. In einer vollständigern Geschichte der Sprache würde jeder wieder von selbst in kleinere Unterabtheilungen zerfallen.

Wir haben noch keine vollständige und brauchbare Geschichte unserer Muttersprache; denn die Beyträge zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Litteratur, welche 1777 der Aufschrift nach zu London, eigentlich aber in der Schweitz, heraus gekommen sind, und wozu sich hernach Hr. Leonhard Meister, Professor zur Zürch, als Verfasser bekannt hat, sind zu unreif und zu verworren, in Nebendingen zu schwatzhaft, und in wichtigern zu mangelhaft, als daß sie diese Lücke ausfüllen könnten. Die Geschichte der grammatischen Bemühungen um die Sprache haben Joh. Georg Eckardt in der historia studii etymologici linguae Germanicae, Hannov. 1711. in 8, und Elias Caspar Reichard in dem Versuche einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamb. 1747. in 8. bearbeitet.

§. 10. Die Deutsche Sprache ist die Muttersprache eines sehr alten und zahlreichen Volkes, welches

Alte Germanen.

ches sich wieder in eine große Menge kleinerer Völker oder Stämme theilte, die ihre Wohnsitze ursprünglich in der Gegend des Schwarzen und Kaspischen Meeres hatten, und auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten, aber doch sehr frühe, nach dem heutigen Deutschlande gewandert sind. Ob alle diese verwandten Völker unter sich einen allgemeinen Nahmen gehabt, ist nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich. Ehe die Römischen und Griechischen Schriftsteller sie genauer kennen lerneten, rechneten sie sie bald zu den Celten und bald zu den Scythen. Der Nahme Germanier, welchen die Gallier anfänglich nur einigen am Nieder-Rheine befindlichen Stämmen beylegten, ward bey den Ausländern gar bald der allgemeine Nahme aller zwischen dem Rheine und der Weichsel wohnhaften verwandten Völker, so wie unter diesen selbst die Benennung der Deutschen üblicher ward, welche anfänglich auch nur der besondere Nahme entweder eines einigen Stammes, oder einiger wenigen mit einander verbundenen Stämme war. Sehr unnütz ist der Streit, ob man diesen Nahmen Deutsch oder Teutsch schreiben müsse. Ganz Nieder-Deutschland schreibt und spricht Düdsch; Ober-Deutschland nach seiner Liebe zu harten Buchstaben Teutsch. Im Hochdeutschen gehet man, wie in mehrern Fällen, die Mittelstraße, verbindet beyde, und spricht und schreibt seit langer Zeit Deutsch. Ist dieser Nahme ursprünglich am Nieder-Rheine, oder doch im niedern Deutschlande einheimisch, wie sehr wahrscheinlich ist, zumahl da auch noch die heutigen Engländer, ohne Zweifel nach dem Vorgange der Angelsachsen, ihr Dutch nur allein von den Niederlanden gebrauchen: so hat das D ausser der Aussprache auch noch die Abstammung für sich.

Da die Deutschen so viele zwar verwandte, aber doch verschiedene kleinere Völker ausmachten, so mußte sich ihre Sprache, der Natur der Sachen nach, schon in den ältesten Zeiten in mehrere Mundarten theilen, und aus den wenigen noch übrigen eigenthümlichen Nahmen erhellet, daß sie ihrem Baue und ihren wesentlichen Eigenschaften nach schon damahls die heutige war.

Diese eigenthümlichen Nahmen sind aber auch alles, was uns aus diesen entfernten Zeiten von der Sprache der Deutschen übrig ist, und diese sind noch dazu durch Griechische und Römische Zungen gar sehr verunstaltet und verfeinert worden. Man nehme noch die Nahmen der Flüsse, Berge, Wohnorte u. s. f. dazu, welche sich bey dem Anfange der einheimischen Geschichte und Urkunden vorfinden, und vermuthlich sehr alten Ursprunges sind; eine von den Sprachforschern noch sehr unbenutzte Quelle: so wird man an der Übereinstimmung der ältesten Deutschen Sprache mit der neuern nicht zweifeln können. Allein unter diesen Nahmen finden sich viele, deren Stammwörter längst verlohren gegangen sind, vielleicht schon zur Zeit der ältesten Urkunden nicht mehr vorhanden waren, und daher mehr als eine verlohrne oder ausgestorbene Mundart zu verrathen scheinen.

Und wie konnte es anders seyn? Die Germanischen Völkerschaften sind bey ihrer herumstreifenden wilden Lebensart von ihrer ersten Ankunft in Deutschland an, bis zur großen Völkerwanderung, vielen und großen Veränderungen unterworfen gewesen. Wie verschieden sind nicht die Nachrichten, welche uns Cäsar, Strabo, Plinius, Tacitus und Ptolemäus von den alten Deutschen und ihren Wohnsitzen geben? Und doch lebten alle diese

Schriftsteller in einem Zeitraume von noch nicht völligen zweyhundert Jahren. Die Welle der alten Germanischen Völkerschaften wälzte sich immer südwestlich fort, so wie sie selbst von den östlichen und nordöstlichen Volkeswellen aus Asien und dem östlichen Europa gedränget wurden. Was Wunder, daß Völker und Mundarten ihre Wohnsitze veränderten, mit andern zusammen schmolzen oder gar untergingen.

Rohe Beschaffenheit ihrer Sprache.

§. 11. Man kann und muß die Deutschen dieses Zeitraumes nicht anders ansehen, als eine wilde Völkerschaft, welche ganz von der Jagd und von dem Kriege lebt, ein ganz sinnliches und unstätes Leben ohne viele Bedürfnisse, folglich auch ohne Künste und Wissenschaften, führet. Ein noch so ungebildetes Volk hat wenig und dazu größtentheils nur sinnliche Begriffe, seine Sprache kann daher nicht anders als äusserst arm seyn. Es hat grobe und ungeschlachte Sprachwerkzeuge, und kann daher die wenigen Begriffe, die es hat, nicht anders als durch rauhe und ungeschlachte Töne ausdrücken. Enim vero barbaros eos, sagt Julian von ihren Liedern, qui trans Rhenum incolunt, vidi, rustica carmina, verbis facta similibus clangorum, quos aspere clamantes aves edunt, studiose amplecti, et carminibus delectari. *Misop.* Taciti ähnliche Stelle ist bekannt. Daß ein solches Volk die Kunst zu schreiben, wenn sie ihm auch bekannt gewesen wäre, wenig geachtet haben müsse, weil es keine Veranlassung hatte, ihren Werth einzusehen, und sie zu nützen, versteht sich von selbst. Überhaupt muß man, wenn man ein wahres Gemählde von den Deutschen dieser Zeit haben will, die Nachrichten von den wilden Völkern in andern Welttheilen, besonders

ders in Nord-Amerika, studiren, so wird man sich unvermuthet auf Deutschem Grund und Boden zu befinden, und einen Tacitus zu lesen glauben; ein Hülfsmittel, welches von vielen Deutschen Geschichtschreibern vernachlässiget worden, daher auch ihre Schilderungen nie nach der Natur gerathen sind, die sich doch in ihrem rohen ungebildeten Zustande überall gleich ist.

Ihre Abneigung von der Cultur.

§. 12. Zwar fehlte es den wilden Deutschen bey den vielen Kriegen, welche sie mehrere Jahrhunderte mit den Römern führten, nicht an Gelegenheit, die Vortheile und Bequemlichkeiten des gesitteten Lebens kennen zu lernen; allein da der damit verbundene Zwang jene in ihren Augen weit überwog, so sahen sie selbige, ohne darnach lüstern zu werden.

Es ist beynahe erstaunlich, wie wenig Eindruck die Bequemlichkeiten gebildeter Völker zu allen Zeiten und unter allen Zonen auf den Wilden machen, auch wenn er selbige täglich vor Augen hat. Wie dem Thiere im Walde und dem Vogel in der Luft, ist die unumschränkte Gleichheit und Freyheit, die er in dem gesitteten Zustande aufopfern muß, sein einiges und höchstes Gut, daher sein Stolz alles das verachtet und hasset, was mit diesem Zustande in Verbindung stehet. Die Unterordnung in gesitteten Gesellschaften, und die Unterwerfung eines Menschen unter dem andern, ist ihm eine unbegreiffliche Niederträchtigkeit. Er selbst ist in seinen Augen der Maßstab aller Vortrefflichkeit, und er schätzt andere Menschen nur nach dem Maße, nach welchem sie sich ihm nähern. Er siehet die ängstliche Vorsorge, den unermüdeten Fleiß, die verwickelten Maßregeln des gesittetern Menschen mit Mitleiden an, und verwünschet dessen unzeitige Thorheit, welche sich die

Beschwerden des Lebens so sehr vervielfältiget hat. Dieß ist das Bild des Nordamerikanischen Wilden, bey allen Reisebeschreibern; aber es ist zugleich ein getreues Gemählde des Germanischen bey dem Tacitus. Man kann daher sicher behaupten, und die Erfahrung aller Zeiten bestätiget es, daß keine Völkerschaft ihren wilden Zustand aus eigener Wahl mit dem gesitteten vertauschet, wenn sie nicht entweder durch äußere Gewalt oder durch ihre innere Fülle dazu gezwungen wird. Daß das letzte der Fall bey den Deutschen gewesen, werden wir sogleich sehen.

Große Völkerwanderung.

§. 13. Zum Glücke eräugnete sich bald nach Christi Geburt tief in dem östlichen Asien eine Veränderung, welcher Europa seine jetzigen Einwohner, seine Reiche und seine ganze Cultur zu danken hat. Dort ward im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt der zahlreiche Hunnische Völkerschwarm von den Chinesen vertrieben, und brachte durch seine Auswanderung nach Westen und Süden alle Völkerschaften in dem nordwestlichen Asien und östlichen Europa in Bewegung; eine Bewegung, welche mehrere Jahrhunderte hindurch dauerte. Die vertriebenen Hunnen bemächtigten sich anfänglich des heutigen Landes der Baschkiren, als sie aber auch hier von den nachrückenden östlichen Völkern gedränget wurden, so gingen sie in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts unter dem Attila über die Wolga und den Don, überwanden nebst andern Völkern die Alanen und die Gothen, und veranlaßten dadurch die große Bewegung unter den Völkerschaften, welche sich durch ganz Europa bis nach Afrika hin erstreckte. Das nach dem Maße seines Umfanges noch volkarme Deutschland ward mit neuen Ankömmlingen angefüllet, die alten Volks-

stämme

stämme wurden theils verdränget, theils mit den neuen vermischt, und mit ihnen wurden auch die Mundarten theils verpflanzt, theils mit andern vermengt. Es kamen neue theils verwandte, theils auch ganz fremde Volksstämme nach Germanien, und brachten neue Mundarten und neue Sprachen mit. So setzten sich jetzt die Slaven, ein ganz fremdes Volk, in dem östlichen und nördlichen Deutschlande fest, und führten in den Ländern, deren sie sich bemächtigten, ihre Sprache ein.

§. 14. Unter den mit den Deutschen verwandten Völkern, welche um diese Zeit Aufsehen machten, sind in Ansehung der Sprache besonders die Gothen merkwürdig; ein zahlreiches und mächtiges Volk, welches ehedem am schwarzen Meere wohnte, sich aber jetzt, von den Hunnen vertrieben, nach Westen wandte, und sich zu beyden Seiten der untern Donau sehr weit ausbreitete. Ein beträchtlicher Theil derselben, welcher in dem alten Mösien, oder der heutigen Wallachey, wohnte, ist unter dem Nahmen der Möso-Gothen bekannt. Gothen und Ulphilas.

Es ist ein seltsames Vorgeben, daß diese Möso-gothische Sprache die Mutter, nicht allein der Deutschen, sondern auch aller übrigen nordischen verwandten Sprachen sey. Aber so seltsam es auch ist, so ist es doch von sehr vielen in allem Ernste behauptet worden. Deutschland und die nördlichern Länder hatten schon viele Jahrhunderte Sprache und Einwohner, ehe noch die Gothen dem Nahmen nach bekannt wurden. Mit was für Schein von einem Grunde kann man wohl ihre Sprache zur Stamm- und Muttersprache aller übrigen machen? Eine verwandte Sprache war es allerdings, und zwar näher verwandt mit der heuti-

gen Oberdeutschen, als mit der Niederdeutschen, wie man sich davon bey dem ersten Anblicke überzeugen kann. Allein es kamen damahls mehrere vielleicht eben so nahe und vielleicht noch näher verwandte Völkerschaften aus den Gegenden des Schwarzen und Kaspischen Meeres, dem gemeinschaftlichen Vaterlande der Europäischen Völkerschaften, nur daß uns von ihrer Sprache nichts mehr übrig ist.

Die Möso-Gothen hatten theils wegen ihrer Nachbarschaft mit dem Griechischen Reiche, vornehmlich aber bey den vielen Kriegen mit ihren Nachbaren, schon einen beträchtlichen Anfang in dem gesitteten Zustande gemacht, als ihr Bischof **Ulphilas** um das Jahr 360 nicht nur die Kunst zu schreiben unter ihnen einzuführen suchte, und dazu die Schrift der benachbarten Griechen entlehnte, sondern auch die heilige Schrift in diese Sprache übersetzte, und ihnen überhaupt Geschmack an Wissenschaften beyzubringen suchte. Wir haben von seiner Übersetzung nichts weiter, als den größten Theil der vier Evangelisten und ein kleines Stück aus dem Briefe an die Römer, übrig; allein diese Stücke sind doch das älteste Denkmahl einer Deutschen Mundart, welches wir nur haben, und daher überaus schätzbar.

In den neuern Zeiten hat man angefangen, zu zweifeln, ob diese Uebersetzung auch wirklich Gothisch und nicht vielmehr Fränkisch oder Oberdeutsch sey. Allein das erste hat so viele unwiderlegliche innere und äussere Gründe für sich, daß an keine Zweifel mehr zu gedenken ist. Ich kann mich hier bey diesem schätzbaren Überreste der alten Gothischen Sprache nicht länger aufhalten, sondern verweise dagegen, theils auf die vom Herrn D.

Bü-

Büsching heraus gegebenen Erläuterungsschriften des Ulphilas, theils aber auch, besonders was die Geschichte dieses Denkmahles betrifft, auf des Herrn Ritter Michaelis Einleitung in die Schriften des neuen Testamentes, und zwar nach den neuesten Auflagen, wo alles, was diese Übersetzung betrifft, sehr gründlich und fruchtbar zusammen gefasset ist.

Da die Gothische Sprache damahls noch sehr roh und ungeschlacht war, und es ihr sowohl an Ausdrücken für unsinnliche Gegenstände, als auch an der gehörigen Geschmeidigkeit in der Verbindung der Wörter und Sätze fehlte, so sahe sich Ulphilas genöthiget, oft sehr sclavisch und buchstäblich zu übersetzen, und das Gothische nach dem Griechischen zu modeln, daher man sich hüten muß, daß man nicht alle Besonderheiten in seiner Übersetzung für Eigenheiten der Gothischen Mundart halte. Dahin gehöret unter andern auch der bey ihm so häufige ganz Griechische Gebrauch der Participien, der allen Deutschen Mundarten und verwandten Sprachen so fremd ist. Beyspiele buchstäblicher Übersetzungen solcher Begriffe, für welche die Gothen damahls noch keine eigenen Ausdrücke hatten, sind Fairwus, für Welt, (κοσμος, mundus,) von *fair*, rein, schön, Allbrunsti, Opfer, (ὁλοκαυτωματα,) Uslitha, παραλυτικος, und so ferner; Mängel, welche manche wohl gar für Schönheiten und Kernausdrücke gehalten haben.

Als die Gothen von dem schwarzen Meere verdrängt wurden, blieben viele von ihnen in den gebirgigen Theilen der Krimm zurück, welche eine Zeitlang unter den Hunnen und ihren Nachfolgern, den Ungarn, Chazaren, Petschnegern, Kumanern

und Mongolen lebten, und lange Zeit ihre eigene Fürsten hatten. Sie behielten dabey ihre eigene Sprache, daher fand der Venetianische Gesandte Joseph Barbaro zwischen 1436 bis 1450 hier, seiner Einbildung nach, Deutsche, mit welchen sein Deutscher Bedienter ohne Mühe reden konnte. Gothi, sagt er, Germanica lingua utuntur, quod inde scio, quia cum famulum haberem Germanum, una colloquebantur et satis se inuicem intelligebant; eo modo quo forte mutuo colloquentes Forjuliensis et Florentinus aliquis alter alterius animi sensum assequitur ac sermonem percipit. Im Jahr 1475 darauf zerstörten die Türken das Gothische Fürstenthum in der Krimm; allein die Gothische Sprache erhielt sich in den gebirgigen Gegenden noch lange. Denn hundert Jahr darauf erfuhr Busbeck zu Constantinopel, daß sie noch die Städte Mancuz und Scivarin bewohnten, und dem Chan der Krimm mit achthundert Büchsenschützen im Kriege dienten. Die Wörter, welche er im vierten Briefe aus ihrer Sprache anführet, bestätigen die schon tausend Jahr vorher aus dem Ulphilas erweisliche nahe Verwandtschaft mit der Deutschen Sprache. Seit der Zeit hat kein Reisebeschreiber, so viel ich weiß, dieser Krimmischen Gothen mehr gedacht. Mancuz, Mangut, ehedem Gothien, ihre ehemahlige Hauptstadt, ist jetzt ein armer Flecken, der von Juden und wenigen Tartarn bewohnt wird.

Was von Gothischen Überbleibseln in Steyermark und Thüringen von einigen behauptet wird, sind bloße Muthmaßungen, welchen alle Beweise fehlen.

Anfang der Cultur der Deutschen.

§. 15. Die Völkerwanderung war eine wahre Wohlthat für das nördliche Europa und besonders für

für Deutschland; denn ohne sie wäre letzteres vermuthlich noch lange eine Canadische von wenigen Horden wilder Jäger bewohnte Wüste geblieben. Ein wildes bloß von der Jagd und dem Fischfange lebendes Volk, wie die Deutschen noch vor dem vierten Jahrhunderte waren, braucht einen überaus großen Bezirk zu seinem Unterhalte. Mehret es sich, so vermindern sich die wilden Thiere, von welchen es lebt, wenn es nicht seinen Raum nach dem Maße seines innern Wachsthums ausdehnt. Es schickt daher von Zeit zu Zeit Schwärme aus seiner Mitte in entlegenere Länder, und ist selbst in einer immerwährenden Wanderung begriffen. Wie aber nun, wenn die Natur der fernern Ausbreitung unübersteigliche Gränzen setzt? Dann bleibt solchen Völkern nichts weiter übrig, als entweder sich selbst aufzureiben, oder, wenn sie zu starken Widerstand finden, auf ein anderes Unterhaltungsmittel zu denken, als die Jagd ist. Der Feldbau biethet sich hier von selbst an, weil jedes wilde Volk auch in dem wildesten Zustande schon einige Begriffe davon hat. Zwinget die Noth den wilden Jäger zum Ackerbaue, so fängt das bisherige Raubthier an, zahm und gesellig zu werden; es muß den herumirrenden Aufenthalt mit dem stäten und bestimmten verwechseln; die bisher sehr mangelhaften Begriffe des Eigenthums einzelner Personen fangen an, sich zu entwickeln, kurz, es legt den Grund zum gesitteten Zustande und zur bürgerlichen Gesellschaft, auf welchem es nach dem Maße der innern Vermehrung und der äussern Umstände immer weiter fortzubauen genöthiget ist. Volkesmenge ist allemahl der unwiderstehliche Zwang zur Cultur und zugleich der Maßstab derselben.

Gerade dieß war der Fall Europens und besonders Deutschlandes. Es ward im vierten und den folgenden Jahrhunderten mit wilden Völkerschaften angefüllet, welche sich so lange ausbreiteten, als die Gränzen der Natur und die vorliegenden Nationen es verstatteten. Allein die Fluth fand endlich ihre Dämme, und die wilden Horden wurden nach langen blutigen Kriegen unter sich genöthiget, den Hang zur Jagd und wilden Lebensart aufzuopfern, sich in ihrem Raume einzuschränken, und den Mangel des Umfanges durch Arbeitsamkeit, Erfindsamkeit und Fleiß zu ersetzen. Bey den meisten Völkern, welche jetzt in Deutschland einwanderten, war der Grund dazu schon vor ihrer Ankunft gelegt, weil sie auf ihrem Wege überall auf mächtige Völker stießen, und in den Kriegen mit ihnen zur Ordnung und Unterwürfigkeit gewöhnet wurden, daher sie in Deutschland desto eher und leichter ausgebildet werden konnten. Wir sehen wirklich gar bald nach der großen Revolution ordentliche Staaten entstehen, die bürgerliche Gesellschaft verfeinert sich, das Lehens-System, bey weiterer Cultur in der Folge zwar schädlich, aber in den jetzigen Umständen sehr wohlthätig, weil es Freyheit und Gleichheit mit der Unterwürfigkeit verbindet, und dem rohen Barbaren die bittere Pille vergoldet, fängt an, sich zu entwickeln, man siehet geschriebene Gesetze zum Vorscheine kommen, kurz der Staat fängt an gesittet zu werden. Da die bisherige auf Wildheit und bloß sinnliche Begriffe gegründete Religion einem so sehr umgeschaffenen Volke nicht mehr angemessen ist, so biethet sich die christliche von selbst dar, welche nur eine Religion für schon gesittete Völker ist, aber auch zugleich ihre Cultur beschleuniget. Die Franken waren der erste Germanische Volkesstamm, welcher

sich

sich zu bilden anfing, wozu sie nach ihrer Niederlassung in dem schon unter den Römern gesitteter gewordenen Gallien die beste Veranlassung bekamen. Dieser ihrer frühen Cultur, verbunden mit den Überresten ehemahliger Härte und Wildheit, hatten sie zugleich ihre nachmahlige Herrschaft über einen großen Theil Europens zu verdanken.

Ob die Deutschen vor dem Anfange ihrer Cultur schreiben können, läßt sich leicht entscheiden, wenn man nur ein wenig Bekanntschaft mit ähnlichen wilden Völkern hat. Der Mensch ist im Stande der Wildheit ein wahres Raubthier, entweder er ist auf der Jagd oder im Kriege oder er schläft. Für ein so ganz sinnliches Geschöpf ist eine Kunst viel zu hoch, welche so viele feine Begriffe voraussetzt. Und gesetzt, seine rohe Seele könnte sie fassen, was für Ursache, was für Antrieb kann er haben, sie auszuüben, er, dem Jagd und Krieg die höchste und einige Beschäftigung sind? Die nordischen Runen sind in den neuern Zeiten um viele Jahrhunderte näher gerückt, und in Germanien weiß man von Runen nichts.

Die Deutschen bekamen die Lehrer in der Religion aus den benachbarten gesittetern Staaten, und diese waren nicht allein die ersten, welche es wagten, die rauhe ungeschlachte Sprache zu schreiben, sondern sie waren noch mehrere Jahrhunderte fast die einigen in der Nation, welche schreiben und lesen konnten. Was Wunder, daß sie das Lateinische Alphabet dazu wählten, da es ihnen das geläufigste, oder vielmehr das einige, war, welches sie kannten. Da dieß die Schrift einer fremden Sprache war, deren Töne von den Deutschen so sehr verschieden sind, da die ersten Glaubenslehrer selbst, nach der

Sitte der damahligen Zeit, sehr unwissend waren, da an Kritik und Etymologie noch gar nicht gedacht wurde: so ward dadurch zugleich der Grund zu den Mängeln in der Rechtschreibung gelegt, welche die Deutsche Sprache seitdem drücken, welche sie aber mit allen bekannten Sprachen gemein hat, weil sie alle ihre Schriftzeichen von andern entlehnt haben.

Man empfand diese Unbequemlichkeit schon sehr frühe, daher der Fränkische König Chilperik im Jahr 580 für drey Töne, für welche das Lateinische Alphabet keine eigenen Schriftzeichen hatte, drey neue Buchstaben einzuführen suchte. Die Stelle bey dem **Gregor von Tours**, der uns diesen Umstand aufbehalten hat, ist zwar ein wenig verderbt, allein man siehet doch, daß die drey Laute, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, das ä, **th** und **w** waren, zu deren Bezeichnung er das Longobardische ä, welches einem ω gleicht, das Gothische aus dem Griechischen Θ entstandene Ψ oder **th**, und das Angelsächsische P oder **w** einzuführen suchte. Chilperik konnte mit diesen kleinen Neuerungen nicht durchdringen, ungeachtet er Monarch seiner Nation war, und diese kaum noch die ersten Schritte in der Cultur und in der Kunst zu schreiben gethan hatte; und zwölf Jahrhunderte darauf können noch einzele Glieder der Gesellschaft hoffen, bey einer völlig ausgebildeten Nation noch weit wichtigere Neuerungen durchzusetzen?

Als die Sachsen zu schreiben anfingen, so wählten sie das Alphabet ihrer Brüder in England, der Angelsachsen, welches mit einigen Veränderungen gleichfalls aus dem Lateinischen entlehnet war. Allein, als sie von den Franken bezwungen wurden, mußten

mußten sie mit der Fränkischen Herrschaft auch das Fränkische Alphabet annehmen.

§. 16. Daß diese Veränderungen einen großen Einfluß auf die Sprache haben mußten, wird sehr bald deutlich, wenn man nur erwägt, daß sie Ausdruck der Begriffe und Vorstellungen ist, welche sich in dem gesitteten Zustande unglaublich vermehren und verfeinern. Indessen war die Veränderung nicht so groß, als bey andern angränzenden Völkern, und in ihrem Fortgange sehr langsam, wovon die Ursachen sehr leicht aufzufinden sind. Wie sie geschiehet.

Wilde Völker werden vornehmlich auf eine zwiefache Art gesittet. Entweder durch Eroberung oder durch innere Fülle. In jedem Falle sind wiederum zwey andere möglich. 1. Entweder wird ein wildes Volk von einem gesittetern überwunden, und alsdann wird es ganz von diesem gebildet, und muß oft dessen Sprache annehmen; welches der Fall in dem westlichen Europa war. Oder 2. ein rohes und noch ungebildetes Volk bezwingt ein gesittetes und schon gebildetes, da es sich denn nicht selten, wenn der bezwungene Theil zahlreicher ist, als der erobernde, nach demselben bildet, welches von den meisten wilden selbst Deutschen Völkern gilt, welche jetzt in die Römischen Provinzen einwanderten, und sich in die Trümmer dieses Colosses theilten. Oder 3. ein wildes Volk wird durch Volksmenge und innere Fülle bey der Unmöglichkeit fernerer Ausbreitung gezwungen, den rohen Stand der Natur zu verlassen, und in eine engere bürgerliche Gesellschaft zu treten. Hat ein solches Volk keine bekannte gesittete Nation in seiner Nachbarschaft, welche es zum Muster nehmen könnte, so gehet es seinen eigenen Weg, und wird ein Original. Von dieser Art sind

die alten Ägyptier, die Chinesen, in Amerika die ehemahligen Mexikaner und Peruaner, und in der Südsee die Einwohner von Tahiti und den umliegenden Inseln. Oder es nimmt 4. ein benachbartes gesittetes Volk zum Muster, und übertrifft oft sein Original, wenn Umstände und National-Genie es begünstigen. So bildeten sich die Griechen nach den Ägyptiern und Asiaten, und ließen ihre Meister sehr bald hinter sich zurück. Rom bildete sich nach Griechenland, ohne sein Muster zu erreichen, und der Deutsche, der von keinem fremden Volke bezwungene Deutsche, bildete sich nach Rom, noch mehr aber nach seinem ältern Bruder, dem Gallier, der ihm in der Cultur immer um ein Paar Jahrhunderte voran gehet. Dieser Gang der Cultur eines freyen und unbezwungenen Volkes ist zwar langsam, aber desto sicherer und gründlicher, und hat überdieß noch den Vortheil, daß die Sprache bey der Vermehrung der Begriffe aus ihrem eigenen Reichthum bereichert wird, und im Ganzen unvermischt bleibt, wenn sich auch gleich von Zeit zu Zeit einzele fremde Wörter in dieselbe einschleichen sollten.

Die Zahl der eigentlichen Grund- und Stammwörter, ist, wie aus dem folgenden erhellen wird, in der Sprache sehr klein, und wird von einem Volke auch noch in seinem wilden Zustande sehr frühe erschöpft. Wie wird es sich nun helfen, wenn es die große Menge neuer Begriffe ausdrücken soll, die es durch die Cultur bekommt, und doch nicht die reichere Sprache derjenigen Nation annehmen will, nach welcher es sich bildet? Der Deutsche fand dazu folgende Hülfsmittel: 1. Änderung der Bedeutung, besonders Übertragung körperlicher Bedeutungen auf unkörperliche Gegenstände, und deren Veränderung,

rung, so wie sich die Begriffe ändern und verfeinern. Die Wörter ruach, πνευμα, spiritus, anima, Geist, bedeuten ursprünglich Wind, dann den Athem, und endlich ein unkörperliches vernünftiges Wesen. **Verstehen, Absicht, Endzweck, aufrichtig, aufhören, anstehen**, und unzählich andere sind insgesammt von körperlichen auf geistige Handlungen übergetragene Ausdrücke. 2. Bildung neuer Wörter durch die schon vorhandenen Vor- und Nachsylben; ein sehr fruchtbares Hülfsmittel, welches auch sehr frühe und sehr häufig gebraucht wurde. 3. Buchstäbliche Übersetzung der Ausdrücke einer ausgebildeten fremden Sprache; ein Mittel, dessen sich alle Sprachen überaus häufig bedient haben. So übersetzten die Griechen die Morgenländischen, die Römer die Griechischen, die Deutschen und andere Völker die Römischen Ausdrücke, um Nahmen für neue Begriffe zu bekommen. **Begreiffen**, percipere, **anfangen, anfahen, anheben**, incipere, **von jemanden abhängen**, dependere, **Amboß**, incus, **anlangen** (betreffen), attinere, **angeniehm**, acceptus, **bekehren**, convertere, **bequem**, conveniens, commodus, **bescheiden**, discretus, **Umstand**, circumstantia, **Kirche**, ecclesia, **von kören**, wählen, sind einige wenige Beyspiele unter so vielen. Freylich geriethen sie oft ungeschickt genug. **Barmherzig**, ehedem **armherzig**, nach misericors; **erbarmen, barmen**, ehedem nur **armen**, misereri; **Anmuth**, ohne Zweifel nach amoenitas, als wenn dieses von mens käme; **inständig**, instanter, bey dem Kero anastantantlih; das Oberdeutsche **anwünschen**, an Kindesstatt annehmen, von adoptare; Keros *Hunialihhii*, *Uuealihnis*, die Beschaffenheit, nach dem Lat. qualitas, die alten *weloquedan*, benedicere,

re, *wiho atum*, Spiritus Sanctus, *healtidu*, religio, *healtiger*, religiosus, *forahercida*, praecordia, *geginsacha*, occasio, *uiben*, colere, verehren, *ar ist*, adest, unser **beydlebig**, amphibium u. s. f. 4. Die Zusammensetzung, eine im Deutschen sehr fruchtbare Quelle neuer Wörter, worin die Deutsche Sprache die Griechische noch übertrifft. Indessen ward sie in den ältesten Zeiten nicht so häufig benutzt, als in den spätern, da andere Hülfsmittel bereits erschöpft zu seyn schienen. 5. Die Aufnahme fremder Wörter; ein Mittel, zu welchem die Deutschen zu allen Zeiten im Ganzen ihre Zuflucht nur mit schüchterner Sparsamkeit genommen haben, weil, wie aus der Lehre von dem Tone erhellen wird, in einer so reinen und unvermischten Sprache, als die Deutsche ist, der Fremdling doch immer sein fremdes Ansehen behält, wenn er auch Jahrhunderte auf Deutschem Grunde und Boden gewohnt hätte. Indessen sind durch die ersten Lehrer des Christenthums, durch das Römische Recht, durch die Handlung, und durch den Umgang mit Fremden nach und nach doch viele fremde und besonders lateinische Wörter in die Sprache gekommen. **Christ, Abt, Almosen, Kanzel, Altar, Religion, Bibel, benedeyen, maledeyen, Bischof, Priester, Brille, Brief, Abenteuer, Prinz, Person, Natur, Schule, Pulver, Äcker**, u. s. f. Einige wenige haben sich dabey so verändert, und sich so sehr nach Deutscher Sitte geformt, daß es schwer ist, zu entscheiden, ob sie Fremdlinge oder Eingebohrne sind: z. E. **Armbrust** (arbalista), **Arzt** (artista), **Arzeney**, **Bertram** (πυρετρον), **Aberraute** (abrotanum), **Bakel** (baculus), **predigen** (praedicare), **Wein**, (Vinum), **Bärwinkel** (pervinca), **Körper** (Corpus), und andere mehr.

§. 17.

§. 17. Der Fortschritt war freylich langsam und unmerklich, theils wegen der Natur der Sache selbst, theils aber auch wegen der Dazwischenkunft mancher innern und äußern Umstände, durch welche die Cultur der Sprache aufgehalten ward. Gehet sehr langsam von Statten.

Hoher Grad der Wildheit und Barbarey, in welcher die Deutschen vor, und zum Theil noch in der Völkerwanderung lebten, und blühender Zustand der Sprache, Künste und Wissenschaften sind die zwey äußersten einander entgegen gesetzten Gränzen der Cultur, und es gehöret eine ganze Reihe von Jahrhunderten dazu, ehe ein Volk, wohl verstanden, wenn es sich selbst überlassen ist, von der ersten zur letzten gelangt. Wie viele Mühe und Zeit war nicht nöthig, das zur Jagd und an die Wanderung gewöhnte Volk an feste Orte zu binden, und ihm den Feldbau erträglich zu machen? Wie viele Klöster und Bisthümer mußten nicht gestiftet werden, ehe man diese Absicht erreichte? Und wenn sie einmahl erreicht war, welch eine Kluft befindet sich nicht noch zwischen diesem Zustande und der höhern Cultur der Sitten, Künste und Wissenschaften, ohne welche doch keine völlige Ausbildung und Verfeinerung der Sprache Statt findet?

Wenn ein wildes Volk die Sprache eines schon gebildeten annimmt, so thut es in der Cultur, wenn anders keine äußern Hindernisse dazu kommen, in kurzer Zeit sehr mächtige Fortschritte, weil es mit der Sprache zugleich die Anlage zu allen den Vorstellungen und Begriffen erhält, welche dessen Cultur ausmachen und beschleunigen. Allein in dem Falle, worin sich die Deutschen befanden, war die ungeschlachte, fast ganz sinnliche, und an Ausdrücken für feinere geistige Begriffe ganz arme Sprache

ein sehr natürliches Hinderniß der Ausbildung, und es war mehr als ein Jahrhundert nöthig, ehe sie nur den unentbehrlichsten fremden Begriffen angepasset werden konnte. Aber auch noch lange nachher hat man geglaubt, daß sie den Gang des Geistes in den höhern Wissenschaften nicht erreichen könne, und daher, zum großen Nachtheile ihrer Ausbildung, immer die Lateinische vorgezogen.

Eine andere Ursache der verzögerten Ausbildung der Sprache und der Nation lag in den Mittelspersonen und Werkzeugen, welche dazu gebraucht wurden. Dieses waren Geistliche, welche, der herrschenden Gewohnheit der damahligen Zeit nach, selbst sehr unwissend waren. Wenig Gebräuche und Formeln waren alles, was sie dem rohen Volke beybrachten, und Ehrfurcht und blinder Gehorsam alles, was sie von ihm verlangten. Ein wenig verdorbenes Latein machte den glänzendsten Theil ihrer Gelehrsamkeit aus, und dieses hätten sie gern allen Völkern aufgedrungen, um nur der Mühe überhoben zu seyn, ihre Sprache zu lernen. Unter der Anführung solcher Lehrer, wo sich alles in dem Lehrlinge von selbst entwickeln mußte, konnte der Fortschritt in der Cultur nicht anders als sehr langsam seyn.

Die vornehmsten Überbleibsel der Deutschen Sprache aus diesem Zeitraume sind:

1. Das Salische Gesetz aus dem Anfange des fünften, und das Alemannische aus dem sechsten Jahrhunderte. Beyde sind, so wie die Burgundischen, Baierischen und spätern Longobardischen Gesetze zwar in Lateinischer Sprache abgefaßt; allein sie enthalten doch, besonders das erste, manche sehr schätzbare Überbleibsel der damahligen Volkssprache. Nur Schade, daß sie durch unwissende Abschreiber und Kunstrichter so unverständlich geworden sind. Von dem Salischen Gesetze gehöret nur die ältere Ausgabe vor Carln dem Großen hierher, worin viele Stellen des Lateinischen

Textes

Textes durch Fränkische Ausdrücke erläutert werden, und nach dieser ältesten Ausgabe haben Herold, Eckhardt und Schilter dasselbe abdrucken lassen. Carl der Große verbesserte dieses Gesetzbuch und ließ die schon zu seiner Zeit unverständlich gewordenen Erklärungen weg, und nach seiner Revision haben du Tillet, Pithou, Goldast, Lindenbrog, Bignon, Baluze und Bouquet dasselbe heraus gegeben.

2. Der ungenannte übersetzer einer Schrift des Spanischen Erzbischofs Isidor, vermuthlich aus der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, dessen Arbeit Palthen und Schilter, am besten und richtigsten aber, nach der Pariser Handschrift, Rostgaard in der Dänischen Biblioth. St. 2. S. 336 f. heraus gegeben haben.

3. Das alte Alemannische Vater Unser aus einer S. Gallischen Handschrift, vermuthlich aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, bey dem Freher, Boxhorn, Eckhardt, Schilter u. a. m.

4. Keros, eines Mönchs zu S. Gallen, übersetzung der Regel des h. Benedicts, zuverläßig aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, bey dem Schilter.

5. Die bekannte Abrenunciatio diaboli, bey der Taufe der heidnischen Sachsen. Sie befindet sich nebst dem indiculo paganiarum bey den Acten des Concilii Liptinensis von 743, kann also nicht jünger seyn. Simon Paulli gab sie zuerst heraus, worauf der Verfasser der Monument. Paderborn. Conring, Dietrich von Stade, Crusius in vita Witechindi, Grübel, Falkenstein u. a. m. sie wieder abdrucken ließen.

6. Die Exhortatio ad plebem christianam, welche Dietrich von Stade und Eckhardt heraus gegeben haben, und welche vermuthlich aus den Zeiten des heil. Bonifacii ist.

7. Einige wenige Deutsche Wörter am Rande der Lateinischen Predigten des heil. Burchhard, in Eckhardts Comment. de rebus Franciae orient. Th. 1. S. 846.

8. Ein Glossarium Romano-Theotiscum aus einer Casselschen Handschrift, von eben der Hand, von welcher die Exhortatio ad plebem christianam ist, bey dem Eckhardt l. c. S. 853 f.

9. Ein Fragment eines alten Romanes, in einer der Niederdeutschen Mundarten, welche sich aber schon sehr dem Oberdeutschen nähert, aus eben derselben Handschrift, gleichfalls bey dem Eckhardt S. 864; ein sehr merkwürdiges Stück, indem es nicht allein das älteste überbleibsel der Niedersächsischen Mundart, sondern auch die erste Spur eines Deutschen Romanes ist. Mehrere schätzbare überreste kämpfen noch mit den Motten und dem Staube.

Man hüte sich indessen, daß man den eigenthümlichen Gang der Sprache nicht aus den jetzt angeführten Stücken beurtheilen wolle. Es sind, einige wenige ausgenommen, insgesammt knechtische Nachahmungen des Lateinischen, wo die übersetzer aus Unwissenheit nicht allein die Wortfolge der Ursprache beybehielten, sondern nach deren Vorgang auch oft die Artikel und die Hülfswörter wegließen, Participia nach dem Lateinischen modelten, und sogar die Lateinischen Declinationen und Conjugationen nachahmten. Wenn es in Benedicts Regel heißt: constituenda est ergo a nobis dominici schola servitii, in qua institutione nihil asperum, nihil grave nos constituturos speramus etc. so übersetzt das der undeutsche Mönch so: *zekeserrenne ist, keuuesso sona uns dera truhtinlihhun scuala dera deonosti in deru keserridu necuueht sarfer necuueht suuarre unz keserrente uuanannemes.* Und die Stelle aus dem Te Deum: Tu devicto mortis aculeo aperuisti credentibus regna coelorum. Tu ad dextram Dei sedes in gloriam Patris, Iudex crederis esse venturus, heißt bey dem ungenannten übersetzer des folgenden Zeitraumes so: *Thu ubaruuunomo todes angul inttati calupentem richi himilo. Thu za zeswun Cotes sitzis in tiuridu fateres, suanari kelaupa pist wesan chumftiger.*

Alle oben angeführten Denkmahle, das letzte ausgenommen, sind aus den Oberdeutschen Mundarten, weil Oberdeutschland zuerst sowohl christlich, als gesittet, ward. Aus dem eigentlichen Nieder-Deutschlande, haben wir aus diesem und dem folgenden Zeitpunct sehr wenig aufzuweisen; desto mehr aber von den verwandten Angelsachsen in Britannien, welche in der Cultur und den Wissenschaften in kurzer Zeit sehr große Schritte thaten, die wir aber hier nicht weiter verfolgen können.

Weil

Weil man damahls noch keine verfeinerte Mundart hatte, welche die Sprache des gesitteten Theils der Nation gewesen wäre, so glaubte man, man müsse das Deutsche nach der ungeschlachten Aussprache des großen Haufens, und mit allen seinen oft unnachahmlichen Doppellautern schreiben. Weil dieß schwer und oft unmöglich war, so entstand daher der Wahn, daß das Deutsche sehr schwer zu schreiben sey, welchen Wahn noch Ottfried hegte. Die ersten Deutschen Schriftsteller schrieben indessen wirklich nach der rauhen Aussprache des großen Haufens ihrer Provinzen, und das macht ihre Schriften dem, der diese Mundarten nicht kennet, so räthselhaft. Allein man schreibe das heutige Deutsch nach der Aussprache eines Ober-Schwäbischen, Elsassischen oder Schweitzerischen Landmannes, so wird man einen Kero und Ottfried zu lesen glauben; oder vielmehr man lese einem Landmanne aus diesen Gegenden den Ottfried und Kero vor, so wird er seine Mundart zu hören glauben; ein Beweis, daß die Sprache des großen Haufens, der in der Cultur immer ein Kind bleibt, sich in einem sehr langen Zeitraume immer gleich ist, wenn sie nicht durch äußere Umstände verändert wird.

§. 18. Mit Carln dem Großen brach die Dämmerung der Deutschen Litteratur an, und seine Verdienste sowohl um seine Nation, als deren Sprache, sind allerdings groß. Nur halte man sich in Ansehung derselben mehr an den Eginhard, als an die spätern Geschicht- und Chroniken-Schreiber, bey welchen sich viele unächte und erdichtete Zusätze befinden. Wenn z. B. Aventin wissen will, Carl habe die Deutsche Sprache von einigen vornehmen Geistlichen erlernet, die er auch nahmentlich anführet, so muß er vergessen haben, daß Carl ein Deutscher war, der dieses Unterrichts nicht bedurfte. Überdieß waren die Geistlichen der damahligen Zeit wohl die Männer, welche ihm im barbarischen Latein, aber nicht im Deutschen, Unterricht geben konnten. Carl war nicht allein der größte Held, sondern auch (wenn es nicht Schmeicheley seiner Höflinge ist,) der

Carl der Große.

größte Redner, Dichter, Sprachgelehrte und Philosoph seiner Zeit. Gern hätte er sein Volk so gelehrt und weise gemacht, als er selbst war, daher stiftete er Schulen und besetzte sie mit den berühmtesten Männern seiner Zeit. Unter seinen Händen entstanden Ordnung und Wohlstand; er verordnete, daß dem Volke Deutsch gepredigt werden sollte, ließ die alten Gesetze und nur mündlich vorhandenen Volkslieder sammeln, aufschreiben, und die letztern in die damahlige Mundart seiner Zeit übertragen. Daß dieser Monarch Deutsche Nahmen der Monathe eingeführet, da sich die Franken bisher entweder Lateinischer oder barbarischer (d. i. aus ältern Deutschen Mundarten entlehnter) Nahmen bedienet, und daß er zu den Nahmen der vier Hauptwinde, noch acht Nebenwinde erfunden, ist sein kleinstes Verdienst, so sorgfältig es auch mit in Rechnung gebracht wird. Daß er eine Deutsche Sprachkunst angefangen habe, wird aus Eginhards Zeugnisse unstreitig. Vielleicht schreckte die rauhe Beschaffenheit der Sprache ihn von der Vollendung derselben ab; wenigstens scheint es, daß die Neigung zur Lateinischen Sprache die Liebe zur Deutschen bey ihm geschwächt, und einem Manne von so vielem und so feinem Geschmacke war dieß endlich leicht zu vergeben. Die Lateinische Sprache war zu seiner Zeit die Sprache des Hofes, der Tribunäle, und eine geraume Zeit auch der Kanzeln, bis er endlich den Befehl gab: nullus sit Presbyter, qui in ecclesia publice non doceat lingua, quam auditores intelligent. Bey dem allen kann man doch nur in einer sehr poetischen Begeisterung sagen, daß Carl der Schöpfer sowohl der Deutschen Sprache als Schrift sey, wie erst neulich in dem Deutschen Merkur geschehen. Die Sprache blieb, aller seiner

ner guten Bemühungen ungeachtet, noch immer sich selbst überlassen, und um die Schrift sind seine Verdienste auch nur mäßig. Vielmehr kam das Schreiben ihm selbst schwer an, daher er auch keinen großen Fortgang darin machte. **Eginhard** sagt ausdrücklich: Tentabat et scribere, tabulasque et codicillos ad hoc in lectulo sub cervicalibus circumferre solebat, ut, cum vacuum tempus esset, manum effingendis litteris assuefaceret. Sed parum prospere successit labor praeposterus ac sero inchoatus. **Lambeck, Schmink, Eckhardt** und andere erklären dieses zwar theils vom Mahlen, theils vom Schönschreiben; allein es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler nicht allein in dem Lobe auszuschweiffen, sondern auch alles nach den Sitten seiner Zeit zu beurtheilen. Im achtzehnten Jahrhunderte würde es zwar einem Monarchen eine Schande seyn, nicht schreiben zu können, allein im achten war es gerade umgekehrt. Der hohe Adel dieser Zeit setzte alle seine Vorzüge in Leibesstärke und ritterliche Übungen, und verachtete die Künste des Friedens, und da war es sehr begreifflich, daß Carl in seiner Jugend nicht zum Schreiben angehalten worden, und daß die nur an die Lanze und das gewichtige Schwert gewöhnten Hände für Griffel und Federn keine Geschmeidigkeit mehr übrig hatten, als er das Versäumte in seinem Alter nachhohlen wollte. Auf ähnliche Art soll **Taciti** Stelle, worin er den Germanen seiner Zeit als wilden Barbaren die Kunst zu schreiben abspricht, schlechterdings von Liebesbriefen zu verstehen seyn. Was für Unsinn müßte **Tacitus** gesagt haben, wenn er so etwas hätte sagen wollen; gerade solchen Unsinn, als wenn uns **Cook** und **Charlevoix** sehr ernsthaft versichern wollten, daß die Neu-Seelän-

der keine Tarock-Karten und die Huronen keine Himmelskugeln hätten! Spielkarten und Himmelskugeln setzen eben so viele Cultur des Geistes, als Liebesbriefe Verfeinerung und folglich auch Verderbniß der Sitten, voraus, und wie reimen sich beyde mit dem Zustande wilder Jäger?

Von Carls des Großen eigenen Arbeiten, wozu er allenfalls sich fremder Hände hätte bedienen können, ist uns nichts als der bloße Nahme übrig; allein von seinen Zeitgenossen haben wir noch:

1. Die sogenannten Boxhornischen Glossen, d. i. zwey kleine Vocabularia, welche Boxhorn aus zwey alten Handschriften aus dieses Kaisers Zeiten in seiner Hist. univers. S. 452 f. abdrucken ließ, worauf sie mit in den zweyten Band des Schilterischen Thesaurus aufgenommen wurden. Boxhorn hielt sie sehr freygebig für Carls des Großen eigene Arbeit.

2. Ein Paar alte Beichtformeln, deren einer sich Carl selbst bedienet haben soll, in Lambecii Comment. de Bibl. Vindob. B. 2. Cap. 5. S. 318. aus einer alten Handschrift, die Carl von dem Papst Hadrian zum Geschenk erhalten, und vor Flacii Ausgabe des Ottfried. Beyde sind nachmahls von Eckhardt, Dietrich von Stade, Schilter und andern, mehrmahls wieder herausgegeben worden.

3. Ein Lateinischer noch ungedruckter Psalter mit der Deutschen Übersetzung, aus welchem Lipsius in seinen Briefen ad Belg. Cent. 3. S. 43. der Ausg. Antw. 1605 einige Stellen abdrucken ließ, die nachmahls Casaubonus mit Wilh. Somners Anmerkungen seiner Comment. de lingua Saxon. vet. beyfügte.

4. Raban Maurus, welcher 847 Erzbischof zu Mainz wurde, aber gegen das Ende der Regierung Carls Lehrer der Mönche zu Fulda war. Man hat unter seinem Nahmen ein Lateinisch-Deutsches Glossarium von etwa 2600 Wörtern, welche unverdauete Rhapsodie mehr eine Arbeit eines jungen Mönchs zu Fulda, als dieses berühmten Mannes, zu seyn scheinet. Es befindet sich in Eckhardts Commentariis de rebus Franciae orient. Th. 2. S. 350 f. Siehe auch Joh. Dieckmanns Specimen Glossarii MSti Latino-

Theotisci, quod *Rabano Mauro* inscribitur, illustrati. Brem. 1721.

5. Einige ähnliche ihm gleichfalls zugeschriebene Fragmente befinden sich handschriftlich zu Wien und S. Gallen.

6. Ruodberts, Rabans Zeitgenossen, übersetzung einiger Lateinischen Wörter, in Goldasts Scriptor. rer. Alemann. sind von eben der Art.

7. Die aus verschiedenen Würzburgischen Handschriften von Eckhardt in seiner Francia orient. Th. 2. S. 977 f. gelieferten Glossen, wie auch

8. Die Glossae Florentinae eben daselbst S. 981. und

9. Ein kleines Glossarium im Kloster S. Blasii, in des Herrn Abts Gerbert itinere Alemann. der Lateinischen Ausgabe von 1765.

§. 19. Deutschland bestand unter den Fränkischen Monarchen, außer den Slaven, aus fünf großen Völkerschaften, den Ostfranken, Alemannen, Baiern, Thüringern und Sachsen, unter welchen Nahmen alle die kleinern Germanischen Völker des Tacitus und Ptolemäus, so viel ihrer nicht ausgewandert waren, nebst den neuen Ankömmlingen der großen Völkerwanderung, begriffen waren. Es gab also schon damahls fünf verschiedene Mundarten in Deutschland, ob sie sich gleich wieder unter die noch jetzt vorhandenen zwey Hauptmundarten bringen lassen. Die Hofsprache war die Fränkische, Francisca, daher auch die meisten der aus dieser Zeit noch übrigen Stücke in dieser Mundart geschrieben sind. Diese Fränkische Mundart war, seit dem sich die Franken in Gallien fest gesetzet hatten, zugleich die Sprache des Französischen Hofes. Ludwig der Fromme, Carls Sohn und Nachfolger, (814—840) kam zwar an Muth und Fähigkeit seinem Vater nicht gleich; allein er ahmte ihn doch in der Bemühung um die

Ludwig, Vater und Sohn.

Cultur Deutschlandes nach. Er fuhr fort, Schulen anzulegen, und ob man gleich in denselben nichts weniger als Deutsch lehrete, so dienten sie doch bey allen ihren Mängeln zur Bildung des noch äußerst rohen Geschmackes.

Wie sehr die Deutsche Sprache um diese Zeit von den Geistlichen und Großen verachtet worden, erhellet am deutlichsten aus Ottfrieds Schreiben an den Erzbischof Liutbert zu Mainz. Lingua enim haec, sagt er, velut agrestis habetur, dum a propriis nec scriptura, nec arte aliqua ullis est temporibus expolita, quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multae gentes ceterae, commendant memoriae, nec eorum gesta vel vitam ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, aliarum gentium lingua, id est, Latinorum vel Graecorum potius explanant; cavent aliarum et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, et paene propria lingua vitium generat per singula verba. Res mira tam magnos viros prudentiae deditos, cautela praecipuos, agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate praeclaros, cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre, et usum scripturae in propria lingua non habere.

Eines der vorzüglichsten Verdienste dieses Kaisers war, daß er die Bibel in Nieder-Deutsche, eigentlich Nieder-Rheinische, Reime übersetzen oder vielmehr umschreiben ließ. Daß dieses wirklich geschehen, versichern verschiedene gleichzeitige Schriftsteller, und Andr. du Chesne hatte die ganze Arbeit wirklich in Händen, und ließ den Lateinischen Vorbericht davon in dem ersten Bande seiner Scriptorum rerum Francicarum abdrucken, ohne doch

zu

zu sagen, wo die Handschrift befindlich sey, oder wo er sie gesehen. Eckhardt muthmaßet Franc. orient. Th. 2. S. 324 f. nicht unwahrscheinlich, daß der zu Oxford befindliche so genannte Codex quadrunus, dessen ich sogleich gedenken werde, ein Stück dieser gereimten Umschreibung sey, und erzählet zugleich, wie diese Handschrift nach London gekommen.

Ludwig beging die Schwachheit, daß er seine Länder noch bey seinen Lebzeiten unter seine drey Söhne Lothar, Ludwig und Carl vertheilte. So groß auch dieser Fehler in den Augen der Staatskunst seyn mag, so gewann doch die Deutsche Sprache dabey; denn Deutschland bekam nachmahls in Ludwig dem Deutschen (843—876) seinen eigenen König, welcher die Sprache seines Volkes liebte, und die wenigen guten Köpfe seiner Zeit aufmunterte, die bisher so sehr verachtete Sprache mit mehrerm Fleisse zu studiren, wovon sich die guten Folgen unter den folgenden Regierungen zeigten.

Bis auf den Vertrag zu Verdun war die Fränkische Sprache zugleich die Sprache des Französischen Hofes, so weit sie nicht von der Lateinischen verdränget war. Als beyde Reiche ihre eigenen Könige bekamen, ward die aus der Lateinischen und alten Landessprache vermischte Mundart die Sprache des Hofes, und fing nunmehr an, sich zur heutigen Französischen zu bilden.

Von Denkmahlen der Deutschen Sprache haben wir aus den Regierungen der beyden Ludwige noch:

1. Den in der Cottonischen Bibliothek zu Oxford befindlichen Codicem quadrunum, welcher eine gereimte Übersetzung der vier Evangelisten ist, und dessen Mundart nicht, wie gemeiniglich geglaubt wird, Fränkisch, sondern Nieder-Rheinisch, ist. Eine Abschrift davon befand sich ehedem

dem auch zu Würzburg, welche aber nicht mehr vorhanden ist. S. Eckhardt am oben angezeigten Orte.

2. Einige von Lothar und Ludwig im Jahr 840 gemeinschaftlich erlassene Gesetze, Lateinisch und Deutsch, im vierten Buche der Capitularien, in Schilters Thes. B. 2. hinter dem Schwabenspiegel, und andern mehr.

3. Der Bundeseid der Könige, Ludwig und Carls des Kahlen, wider ihren ältern Bruder Lothar, vom Jahr 842 in Deutscher und alter Französischer Sprache, von welcher letztern dieser Eid zugleich das erste und älteste Denkmahl ist. Man findet ihn bey dem Nithardt, einem Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts, woraus Egenolf, Hachenberg, Leibnitz, Schilter, Eckhardt und andere ihn wieder haben abdrucken lassen.

4. Die von Joh. Georg Eckhardt aus einer Wolfenbüttelschen Handschrift des neunten Jahrhunderts heraus gegebene sogenannte Catechesis theotisca, wozu folgende Stücke gehören: a) Das Vater Unser mit einer kurzen Auslegung. b) Ein Verzeichniß der groben Sünden. c) Das Apostolische, und d) das Athanasische Glaubensbekenntniß; und endlich e) das Gloria in excelsis. Weil die Handschrift, in welcher sich diese Stücke befinden, ehedem dem Kloster Weissenburg zugehört hat, so glaubt der Herausgeber, daß sie von Ottfrieden herrühre. Wahrscheinlicher ist eben desselben in seiner Francia orient. geäußerte Muthmaßung, daß sie um das Jahr 847 aufgesetzet worden, und zwar bey Gelegenheit der zweyten Mainzischen Kirchen-Versammlung, auf welcher unter andern der Unterricht des Volkes in der Landessprache anbefohlen wurde. Die beyden Glaubensbekenntnisse ließ der ehemahlige D. Baumgarten zu Halle, nebst zweyen weit jüngern, 1752 in einer Einladung zu dem Osterfeste wieder abdrucken.

5. Eine übersetzung der damahls üblichen Lateinischen Kirchenlieder in die Fränkische Mundart, in der Handschrift zu Oxford; aus welcher Joh. Ge. Eckhardt das Herr Gott dich loben wir, 1713 besonders, in seinen Comment. de Francia orient. Th. 2. S. 948 aber noch einige Lieder heraus gegeben hat.

6. Ottfried, ein Benedictiner in dem Kloster Weissenburg in Elsaß, welcher unter Ludwig dem Deutschen lebte,

und uns das erste beträchtliche Werk in Deutscher Sprache hinterlassen hat. Es ist solches eine gereimte evangelische Geschichte, oder Harmonie der vier Evangelisten, welche Matth. Flacius nach Gassari Abschrift 1571 zuerst, und hernach Schilter in seinem Thesauro heraus gab. Beyde Abdrücke sind sehr fehlerhaft, so daß dieses ehrwürdige Denkmahl des Deutschen Alterthumes noch auf die kritische Hülfe eines sorgfältigern Herausgebers wartet.

7. Das Vater Unser mit einer kurzen Auslegung, welches von dem von Eckhardt heraus gegebenen noch unterschieden ist, in Schilters Thes. Th. 1. am Ende, der es für Ottfrieds Arbeit hält. Eben daselbst befinden sich auch einige homiletische Fragmente aus diesem Zeitpunkte, so wie sie von Lambecio in seinen Comment. de Bibl. Vindob. bekannt gemacht worden.

8. Das Gespräch Christi mit der Samaritanerin, gereimt, aus einer alten Handschrift in der Wiener Bibliothek von Lambecio zuerst heraus gegeben und hernach in Palthens Ausgabe Tatians, und in Schilters Thes. Th. 2. am Ende wieder abgedruckt.

§. 20. Die übrigen Deutschen Könige aus Fränkischem Stamme (877—911) thaten, so viel man weiß, nichts für die Sprache. Nach Conrad I. kam die Deutsche Krone auf das Sächsische Haus (919—1024); Deutschland ward unter demselben immer mehr und mehr gebildet, obgleich die ewigen innern Unruhen und äußern Kriege den Fortschritt der Cultur verzögerten. Noch fiel es dem wilden Deutschen schwer, seinem Lieblingshange zum Kriege und zur Gleichheit zu entsagen, und das war der Fall noch viele Jahrhunderte hernach. Zwar ließen die Deutschen Beherrscher nichts unversucht, die Nation durch Stättigkeit und Fleiß von ihrer natürlichen Wildheit zu entwöhnen. Es entstanden Städte und in ihnen Zünfte, Handwerke und Manufacturen; die Handlung fing an aufzublühen, und mit ihr keimten Wohlstand und Luxus. Allein die

Sächsische Könige.

die übermächtigen Vasallen, Folgen des Lehns-Systems, hinderten durch ihre ewigen Befehdungen, durch das traurige Faustrecht, und durch ihre Räubereyen die Cultur, besonders unter dem Adel. Die Stifter und Klöster bereicherten sich in dieser allgemeinen Verwirrung, und die Absicht, durch sie das Land anzubauen, das noch immer rauhe Volk stätt und gesittet zu machen, ward zwar zum Theil erreicht; allein eben diese Klöster und bereicherten Geistlichen wurden in Zukunft das stärkste Hinderniß der Aufklärung des Verstandes.

Es scheinet nicht, daß mit den Sächsischen Kaisern zugleich die Sächsische Mundart die Sprache des Hofes, der noch immer herum wandernd war, geworden; wenigstens haben wir keinen Beweis davon. Vielmehr haben alle Deutsche Schriftsteller aus diesem Zeitraume in einer der Ober-Deutschen Mundarten, besonders in der Fränkischen, geschrieben, welche sich allem Ansehen nach auch noch nach veränderter Thronfolge in ihrem Ansehen erhielt.

Was die Überlieferung der Meistersänger von Deutschen Dichtern am Hofe Otto des Großen wähnet, ist Fabel und Mißdeutung dessen, was hernach unter Friedrich 1. geschahe.

Die bekanntesten noch übrigen Stücke dieses Zeitraumes sind:

1. Das Siegeslied auf König Ludwigs 3. in Frankreich im Jahr 881 über die Normannen erfochtenen Sieg, von Schiltern, sowohl einzeln 1696 heraus gegeben, als auch in dessen Thes. in Mabillons Annal. Benedict. Th. 3. und in Langenbecks Scriptor. rer. Danic. Th. 2. das erste und älteste Deutsche Gedicht, in welchem sich einige Funken dichterischen Geistes befinden; denn Ottfrieds Arbeit ist Reimerey.

2. Der

2. Der ungenannte Übersetzer der dem Tatian fälschlich zugeschriebenen evangelischen Harmonie, welchen Joh. Phil. Palthen nach einer von Rostgaard erschlichenen Handschrift heraus gab, worauf er auch mit in Schilters Thes. aufgenommen wurde.

3. Glossen und Vocabularia aus dem zehnten Jahrhunderte, welche noch in verschiedenen Bibliotheken, besonders Ober-Deutschlandes und Italiens, verborgen liegen. Einige ähnliche hat Eckhardt seiner Franciae orient. Th. 2. S. 991 f. beygefügt, und Pez in seinem Thesauro anecdot. Th. 1. heraus gegeben.

4. Das Apostolische Glaubensbekenntniß aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts bey dem Dietrich von Stade, Schilter und Eckhardt in Francia orient. Th. 2.

5. Notker, Abt zu S. Gallen, welcher 1022 starb, und eine Übersetzung und Erklärung der Psalmen und einiger anderer biblischen Loblieder hinterließ, welche in Schilters Thesauro, obgleich nach einer fehlerhaften Abschrift, befindlich ist. Eine richtigere besaß Rostgaard.

6. Eine Übersetzung der Schrift Martiani Capellä von der Hochzeit der Philologie und des Merkurius, welche dem oben gedachten Notker zugeschrieben wird, und sich handschriftlich zu S. Gallen befindet. Eine Probe davon hat der Herr Abt Gerbert im Anhange seines Itineris Alemann. der Latein. Ausgabe, S. 141 bekannt gemacht.

7. Eine Übersetzung der Schrift Boetii von den philosophischen Trostgründen aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert, gleichfalls noch ungedruckt zu S. Gallen, wovon sich in des Herrn Abt Gerberts eben gedachten Reise, S. 143 des Anhanges, gleichfalls eine Probe befindet.

8. Einige Fragmente Deutscher Predigten, in Eckhardts Francia orient. T. 2. S. 941 f.

§. 21. Nach Heinrichs 2. Tode bekam das Deutsche Reich wieder Beherrscher aus dem Fränkischen Hause, welche dasselbe von 1024 bis 1125 regierten, und diesen Kaisern hat es überaus viel zu danken.

Kaiser aus dem Fränkischen Hause.

Das

Das Lehnswesen, damahls noch der Glanz und die Grundfeste der Nation, ward jetzt erst in die gehörige Ordnung gebracht, und durch bestimmte Gesetze darin erhalten. Die Städte wurden immer blühender und mächtiger, besonders seit dem Heinrich 5. die Handwerker und Künstler für frey erklärte, und dadurch gewisser Maßen den Grund zu der großen Revolution in der Nation und ihrer Sprache legte, welche sich nachmahls im vierzehnten Jahrhunderte eräugnete. Bisher bestand Deutschland, so wie das heutige Pohlen, aus Herren und Sclaven. Eine solche Verfassung ist zu allen Zeiten das Grab der Aufklärung und des guten Geschmackes gewesen, welche nur in dem Mittelstande zwischen beyden aufkeimen und blühen. Jetzt bildete sich ein solcher Mittelstand unter den Deutschen, den die Kaiser selbst begünstigten und aufmunterten, um an demselben eine Stütze gegen den übermächtigen Herrenstand zu bekommen, welchen ihm die untere Hälfte der Nation, welche größtentheils aus Leibeigenen bestand, nicht gewähren konnte. Die Städte fingen nunmehr an, Wohnsitze der Künste, des Fleisses, der Erfindsamkeit und des Geschmacks zu werden, welche bisher zu ihrem großen Nachtheile in den Klöstern waren eingeschränkt gewesen. Zugleich wurden sie dadurch in den Stand gesetzt, nachmahls der übermächtigen Geistlichkeit und dem herrschsüchtigen alles unterdrückenden Adel das Gegengewicht zu halten. Deutschland nahm nicht nur Theil an dem morgenländischen Handel in Italien, welcher damahls in der schönsten Blüthe stand, sondern es führte auch eine beträchtliche eigene Handlung über die Ostsee nach den nordischen Reichen. Die Handlung verschaffte Überfluß, und dieser gebahr Künste. Deutschland hatte es in der Cultur bereits so weit gebracht,

gebracht, daß auch andere, noch rohe Völker, wenn sie sich bilden wollten, dasselbe zum Muster nahmen, und dessen Gesetze einführten. Im gegenwärtigen Zeitpuncte geschahe solches von den Ungarn, und einige Jahrhunderte später von den Pohlen. Deutschland hingegen fing jetzt an, seine alten einfachen Gesetze mit dem verwickelten Römischen Rechte zu verwechseln, weil dessen bürgerliche Verfassung durch den Wachsthum des Überflusses bereits so sehr verfeinert und verwickelt geworden war, daß jene nicht mehr für brauchbar gehalten wurden.

Bey dem allen ist die Anzahl der Deutschen Schriften aus diesem Zeitpunkte nur klein. Die bekanntesten davon sind:

1. Eine Übersetzung von Aristotelis Organon in einer Handschrift zu S. Gallen. Eine kleine Probe daraus befindet sich in des Herrn Abt Gerberts Itin. Alemann. S. 143 des Anhanges.

2. Willeram, anfänglich ein Ordens-Geistlicher zu Fulda, und hernach Abt zu Eberberg in Baiern, welcher 1085 starb, und eine doppelte Umschreibung des hohen Liedes hinterließ, die eine in Lateinischen Versen, und die andere in Deutscher Prose. Die erste gab Menrad Molther zu Hagenau 1528, die letzte aber Paul Merula zu Leiden 1598 heraus, worauf beyde wieder in Schilters Thes. abgedruckt wurden.

3. Eines ungenannten Lobgedicht auf den 1075 verstorbenen Erzbischof zu Cöln, Anno, welches Martin Opitz zu Danzig 1639 heraus gab, und Schilter gleichfalls seinem Thesauro einverleibte.

4. Eine Übersetzung der Regel Benedicts aus dem zwölften Jahrhunderte in der Handschrift zu Zwiefalten.

5. Das Apostolische Glaubensbekenntniß in Nieder-Deutscher Mundart, aus der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in Boxhorns Hist. univ. Eckhardts Cathechesi theotisca, und Baumgartens schon angeführten Einladungsschrift. Ein späteres aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts in der Alemannischen Mundart befindet sich beym Stumpff, Goldast, Martin Crusius, Schilter, Baumgarten und andern.

6. Vier Lateinisch-Deutsche Glossaria, in des Hrn. Abt Gerberts Itin. Alemannico, S. 10, 15, 109 und 136 des Anhanges, worunter besonders das zweyte sehr weitläufig und schätzbar ist. Sie befinden sich, so wie die im vorigen erwähnten Stücke, nur bey der Lateinischen Ausgabe seiner Reise; in der Deutschen sind sie weggeblieben.

Schwäbische Dichter.

§. 22. Unter den Schwäbischen Kaisern (1136 — 1254) brach endlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der schöne Morgen für die Sprache und schönen Künste an, welchen die Dämmerung von Carln dem Großen an verkündigt und vorbereitet hatte. Die Künste, zu allen Zeiten Töchter des Überflusses, erwachten, der Geschmack ward verfeinert, und unter dem Glanze der Lehnsverfassung entstanden die Schwäbischen Dichter, welche sich unter dem Schutze der Schwäbischen Kaiser in Schwaben bildeten, und sehr bald in ganz Deutschland Bewunderung und Nachahmung fanden.

Man hat die Erscheinung dieser Dichter mehr als einmahl für unerklärbar ausgegeben; allein sie ist es dem nicht, welcher mit dem Fortschritte des menschlichen Geistes bekannt ist, und den Stufengang der Cultur Deutschlandes von dem sechsten Jahrhunderte an kennet. Alle Umstände waren vielmehr so beschaffen, daß es ein Wunder gewesen seyn würde, wenn um diese Zeit nicht so etwas in Deutschland hätte vorgehen sollen. Es hatte an Volksmenge, Macht, Ordnung, Fleiß und Erfindsamkeit außerordentlich zugenommen. Die Lehnsverfassung, welche sich dem höchsten Gipfel ihrer Größe näherte, verbreitete Glanz, Würde und Macht unter den obern, und der blühende Handel Überfluß und Geschmack unter den niedern Classen der Nation. Die Kreutzzüge hatten die Deutschen mit dem Luxus des üppigen Griechischen Reiches

und

und mit den Seltenheiten des Orients bekannt gemacht. Wenn das Bedürfniß befriedigt ist, und der Mensch mehr erwirbt, als er zur Nothdurft bedarf, so wird der Trieb zum Vergnügen herrschend, und dann entstehen die schönen Künste von selbst. Die Art, wie sie entstehen, hängt von den Nebenumständen und den Mustern ab, welche eine Nation in diesen Umständen wählt.

Diese Muster waren denn freylich nur die sogenannten Troubadours oder die Provenzal-Dichter, welche sich hundert Jahr früher unter ähnlichen Umständen in dem südlichen Frankreiche gebildet hatten, und nunmehr von den Deutschen, deren Charakter zu allen Zeiten Nachahmung war, zu Mustern genommen wurden. Die Provence, unter welchem Nahmen man jetzt nicht allein das ganze südliche Frankreich, sondern auch einen großen Theil des mittägigen Spaniens, verstehen muß, befand sich in ähnlichen Umständen als Deutschland, nur daß Wohlstand und Künste dort ein ganzes Jahrhundert früher reifften. Der Reichthum der mächtigen Lehnsherren und Vasallen erzeugte Pracht und Hang zum Vergnügen, und mit demselben zugleich die Provenzal-Dichter, welche sich, wie es scheint, zunächst nach den benachbarten Arabern bildeten. Die Dichtkunst ward das herrschende Vergnügen des hohen Adels. Die damahlige Lehnsverbindung zwischen der Provence und dem Deutschen Reiche führte sie gar bald auch in dieses ein, und erweckte den dichterischen Geist der Deutschen zur Nacheiferung. Schwaben, aber Schwaben in weiterm Verstande, d. i. das ehemahlige Alemannien, einen großen Theil der Schweitz mit eingeschlossen, war, wegen seiner Lage und seines vorzüglich blühenden Wohlstandes, die erste Pro-

vinz, wo sich dieser Geist entwickelte, und sich schnell über ganz Deutschland verbreitete. Die überaus große Pracht und Verschwendung, welche schon damahls an den Höfen des hohen Adels, besonders in dem südlichen Deutschlande, herrschte, kam ihm zu Hülfe, und so entstanden denn die vielen Dichter dieses Zeitraumes, welche man, aber mit einem sehr unschicklichen Nahmen, **Minnesinger** nennet, gerade, als wenn sie sonst nichts als Liebe gedichtet hätten.

Es läßt sich nicht genau bestimmen, wenn eigentlich die Dichtkunst als ein Vergnügen der Höfe im südlichen Europa ihren Anfang genommen hat. Der erste Provenzal-Dichter, von welchem man Nachricht hat, ist **Wilhelm Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien**, welcher 1071 gebohren ward, und 1122 starb; und die ältesten Schwäbischen Dichter, welche wir kennen, sind: **Heinrich von Veldeck**, welcher schon um 1170 gesungen haben muß, **Hartmann von Owe**, **Wolfram von Eschelbach**, **Walther von der Vogelweide** u. s. f. alle um den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Allein, wenn man sie mit dem letzten Dichter des vorigen Zeitraumes, dem Verfasser des Lobgedichtes auf den heil. **Anno** vergleicht, so ist ihre Sprache schon so ausgebildet, und ihre Einbildungskraft verräth schon so viele Cultur, daß man sie wohl nicht für die ersten Dichter dieser Zeit halten kann, sondern den Anfang dieser Periode weiter zurück, wenigstens in die ersten Zeiten **Friedrichs** I. (1152 — 1190) setzen muß, der die Provenzal-Dichter an seinen Hof zog, selbst Verse in Provenzalischer Sprache machte, und dadurch den Geist der Nacheiferung in Schwaben und dem übrigen Deutschlande erweckte.

Bisher war die Fränkische Mundart die Deutsche Hofsprache gewesen, und die meisten der im vorigen angeführten Schriften sind in derselben geschrieben. Allein jetzt, da die Kaiserwürde auf das Schwäbische Haus der Hohen-Stauffen kam, und zugleich die Dichtkunst sich zuerst in Schwaben bildete, und sich von da aus über ganz Deutschland verbreitete, ward die verfeinerte Schwäbische oder Alemannische Mundart sowohl die Deutsche Hofsprache, als auch die Büchersprache des ganzen gesitteten Theiles der Nation, in welcher Würde sie sich bis zur Reformation erhalten hat. Vermuthlich ward die Ober-Deutsche Mundart jetzt auch in den Gerichtshöfen eingeführet, wo sie in Schriften noch nicht ganz ausgestorben ist, sondern unter dem Nahmen des Gerichts- und Kanzelley-Styls noch zum Theil beybehalten wird.

§. 23. Indessen hüte man sich, daß man die Dichter dieser Zeit, sowohl die Provenzalischen, als Schwäbischen, nicht über ihren wahren Werth schätze, wie sehr oft selbst in den neuesten Zeiten geschehen ist, wo man sie wohl gar als Muster der Nachahmung angepriesen hat. Sie sind in einem so rohen und unwissenden Jahrhunderte, als das zwölfte und dreyzehnte ist, allerdings eine angenehme Erscheinung, und um der Sprache willen überaus schätzbar. Allein dieß ist auch ihr ganzes Verdienst. Die Dichtkunst war damahls ein bloßer Zeitvertreib der Höfe, und die Dichter sangen nicht auf Antrieb des Gottes, dessen Einfluß die Seele mächtig dahin reißt, und der sich auch in Jahrhunderten der Barbarey und Unwissenheit einen Homer und Ossian zu erwecken weiß, sondern weil es Mode war, und zur guten Lebensart gehörte, und nur

Ihre Mängel.

nur zu oft, weil singen Brot brachte. Bey der großen Finsterniß, welche alle übrigen Wissenschaften deckte, blieb der Verstand unaufgeklärt, und die Seele leer an Begriffen und fruchtbaren Vorstellungen. Die schönen Kunstwerke der Griechen und Römer waren unsern Dichtern entweder unbekannt, oder wenn sie selbige ja kannten, so kleideten sie sie, anstatt sie zu studieren und sich nach ihnen zu bilden, in die geschmacklose Tracht ihres Jahrhunderts. Den Trojanischen Krieg kannten sie nur aus dem Dares Phrygius, dem Virgil, Ovid, Äsop u. s. f. nur aus den Übersetzungen oder vielmehr Verkleidungen der Franzosen, die sie wieder in elende Deutsche Reime übertrugen, und, so wie jene, überall biblische und weltliche, wahre und erdichtete Geschichte, kalte Sittenlehren, und gedehnte alltägliche Betrachtungen einschalteten. So übersetzte Heinrich von Veldeck, einer der besten unter ihnen, die Aeneis aus dem Französischen, und Albrecht von Halberstadt die Verwandelungen des Ovids. Unmöglich würden sie die Arbeiten der Alten so haben verunstalten können, wenn sie im mindesten Geschmack und Empfindung des Schönen gehabt hätten. Erfindungskraft, Witz, Begeisterung, kurz, dichterisches Genie, fehlt ihnen ganz, und von ihrem armseligen dramatischen Geschmacke ist der Kriech tzu Wartburg ein redendes Beyspiel. Man vergleiche sie mit einem Ossian und andern herrsischen Dichtern, so wird man die heutigen Meistersänger eben keines großen Stolzes beschuldigen, wenn sie sich in gerader Linie von den Schwäbischen Dichtern herleiten.

Allerdings giebt es Stellen, und oft ganze Gedichte unter ihnen, welche gefallen; allein das gilt nur alsdann, wo auch die ungebildete, sich selbst über-

überlassene Natur gefällt, z. B. wenn sie den Mai, den Sommer, die Empfindungen der Liebe singen, wo sich bey den Dichtern höhern Standes nicht selten Geschmack und feines Gefühl zeigt. Aber auch hier fehlt ihnen die Kunst der Mannigfaltigkeit und Neuheit; daher denn ihr ewiges Einerley, zumahl da sie aus Armuth des Geistes sich so oft selbst abzuschreiben pflegen. So bald sie das Feld der angenehmen Empfindungen verlassen, werden sie matt, prosaisch und oft ekelhaft; am unausstehlichsten sind sie, wenn sie Gegenstände der Religion und Sittenlehre besingen, wo sich die Dichtkunst allemahl auf das grausamste an ihnen rächet.

Alles was man daher zum Vortheil der Schwäbischen Dichter sagen kann, ist dieses, daß sie die rohe Natur so roh nachahmen, als sie sie fanden. Es fehlte ihnen an Geschmack, sie da, wo es nöthig ist, zu verschönern, und nur zu oft an Beurtheilungskraft, nur das Schöne zu wählen.

Was ich von dem sehr rohen Zustande der Dichtkunst dieser Zeit gesagt habe, gilt auch von der Sprache, welche zwar ungleich reicher, geschmeidiger und ausgebildeter ist, als zwey Jahrhunderte zuvor; aber doch dabey die noch rohen Sitten und die eingeschränkten und mangelhaften Begriffe dieser Zeit sehr deutlich verräth und verrathen muß. Ihre rauhen Doppellaute und Härten zeugen von den harten Sprachwerkzeugen, und von der Leibesstärke, welche zum Nachtheile der Vollkommenheiten des Geistes noch immer das schätzbarste Verdienst ist, und die noch sehr auffallende Unbiegsamkeit und Eintönigkeit ist ein Beweis der Eingeschränktheit der Begriffe. Sie zum Nachtheil unserer heutigen Sprache empfehlen, heißt, wieder zu den Trebern zurück kehren, von welchen man gekommen ist.

Ursachen ihres Verfalles.

§. 24. Bey diesen Umständen war daher diese ganze Erscheinung auch nur von kurzer Dauer. Die Schwäbischen Dichter überlebten den Abgang der Schwäbischen Kaiser, unter welchen sie aufgeblühet waren, nicht lange. Die ganze Zeit ihres Flores von der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an, bis nach der Mitte des dreyzehnten begreift etwa hundert Jahre. Zwar findet man noch Dichter bis gegen die Mitte des vierzehnten; allein der Verfall der Dichtkunst und des Geschmackes wird hier schon zu merklich, und schon in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts sind die meisten nichts besser, als die Meistersänger, die sich unmittelbar an sie anschließen. Die meisten dieser Dichter kennen wir aus der schätzbaren sogenannten Manessischen Sammlung, (Zürch 1758 in 4.) welche von Heinrich von Veldeck an bis 1330, Gedichte von 139 Dichtern enthält, wozu noch theils die in der Jenaischen Bibliothek befindliche und von Basil. Christi. Bernh. Wiedeburg beschriebene handschriftliche Sammlung, theils viele einzeln heraus gegebene Gedichte, besonders größerer Art, theils aber auch die vielen noch in den Bibliotheken befindlichen Stücke gehören, welche für die Deutsche Sprache sehr viele noch unbenutzte Schätze enthalten.

Ein mehreres von den Schwäbischen Dichtern würde hier am unrechten Orte stehen, und da sich von ihrer Erscheinung an die Schriften in Deutscher Sprache gar sehr häuffen, so würde ich sie ohne große Weitläuftigkeit nicht mehr anführen können. Nur die Ursachen des nunmehrigen Verfalles der Dichtkunst muß ich noch bemerken, weil sie mit der Veränderung, welche gleich darauf in der Sprache vorging, in Verbindung stehen. Es sind folgende:

1. Der

1. Der immer zerrüttete Zustand des Reichs unter den stolzen Kaisern des Schwäbischen Hauses, welche durch ihre ewigen Kriege in Italien sich und das Reich schwächten. Mit ihrem Ansehen fiel auch das Ansehen der Gesetze; jeder suchte sich selbst Recht zu schaffen, und diese Selbsthülfe führte unvermerkt zu den Gewaltthätigkeiten, Plackereyen und Raubereyen, welche dem dreyzehnten Jahrhunderte ein ewiges Brandmahl seyn werden. Die Ritter verlohren das Gefühl der wahren Ehre, und wurden Raufbolde und Räuber; sie hatten sich durch ihre Üppigkeit und Verschwendung zu Grunde gerichtet, und beraubten nunmehr die durch den aufblühenden Handel reich gewordenen Städte, und in diesem verwilderten Zustande konnte die Dichtkunst, so roh sie auch damahls noch war, wenig Reitze mehr für sie haben. Die Dichter, deren glänzendste Stütze sie gewesen waren, verlohren Ehre und Brot, und mit diesen auch den Trieb zu dichten, zumahl da die mehresten von ihnen keine andere Begeisterung kannten. Wäre die Dichtkunst selbst bis zur wirklich schönen Kunst erhoben worden, so würde sie innere Stärke genug gehabt haben, diesen Glückswechsel zu überleben; so aber befand sie sich

2. Noch in ihrer Kindheit, und war mehr ein Werk des Zufalles, als des Genies. Sie hatte ihr Ansehen dem Schutze der Großen zu danken, und da ihr dieser entzogen ward, so sank sie auch in ihr voriges Nichts zurück. Zwar starb das Geschlecht der Dichter, oder, wenn man lieber will, der Reimer, nicht aus; allein da von den Höfen der Großen kein Glanz mehr auf sie zurück strahlte, so verlohren sie sich unter den zünftigen und verachteten Meistersängern.

3. Die Armuth an Stoff, eine nothwendige Folge der eingeschränkten Begriffe, und des traurigen Zustandes der höhern Wissenschaften, führte eine einschläfernde Einförmigkeit mit sich, und diese machte sie, so bald sie sich selbst überlassen waren, verächtlich. Als das Feld der angenehmen Empfindungen in Liedern, und der Erdichtung in Ritter-Romanen erschöpft war, so führte die wahre Geschichte sie in Versuchung, und nun entstanden gereimte Chroniken ohne Zahl, wodurch die Geschichte eben so verächtlich gemacht wurde, als die Dichtkunst.

4. Die Universitäten, welche nunmehr häufiger zu werden anfingen, und die höhern Wissenschaften und freyen Künste dem dunklen Staube der Dom- und Kloster-Schulen entrissen, konnten der Sprache und den schönen Künsten nicht aufhelfen. Sie wurden Tummelplätze staubiger Pedanten, und unter den ewigen Zänkereyen der Nominalisten, Realisten und Formalisten konnten weder Geschmack noch gesunde Vernunft aufkeimen. Die Sprache hatte sich von den Universitäten am wenigsten zu versprechen, weil das barbarische Latein alle Lehrstühle beherrschte.

Glückliche Veränderung im 14ten Jahrhunderte.

§. 25. Nach dem Untergange des Schwäbischen Hauses gerieth Schwaben, welches bisher der Sitz der Künste und des Geschmackes gewesen war, in Verfall, indem es bey nahe so viele unumschränkte Herren bekam, als die Hohenstauffen Vasallen gehabt hatten. In dem übrigen Deutschlande herrschten, so wie hier, Verwirrung, Faustrecht, Gewaltthätigkeiten und Befehdungen, und obgleich Rudolph I. alle Macht und Mühe anwandte, Ruhe und Ordnung im Reiche wieder herzustellen, so war doch mehr als ein Jahrhundert nothwendig, ehe das

vielköpfige

vielköpfige Ungeheuer ausgerottet werden konnte. Die Aussichten würden also für die Sitten, Künste und Sprache überaus traurig gewesen seyn, wenn sich nicht gewisse andere Umstände zu ihrem Besten vereinigt hätten.

Verschiedene Schriftsteller dieser Zeit versichern, und der Augenschein bestätiget es, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine große Veränderung in den Sitten, der Kleidertracht und der Sprache vorgegangen ist. Besonders stieg der Luxus zu einer Höhe, welche er in Deutschland noch nie erreicht hatte, und verbreitete Überfluß und Wohlstand über alle Stände. Die vornehmste Ursache dieser Veränderung liegt wohl in dem blühenden Wohlstande der Städte. Der Adel, welcher bisher der Glanz der Nation gewesen war, hatte sich durch seine Üppigkeit und Befehdungen zu Grunde gerichtet, und war durch das Faustrecht verwildert. Ihm zur Seite hatten sich nach und nach die Städte, ein glücklicher Mittelstand zwischen Despoten und Sclaven, erhoben, waren durch die Handlung blühend, reich und mächtig, und wegen ihrer Festigkeit Zufluchtsörter vor den Gewaltthätigkeiten auf dem flachen Lande geworden. Wer vor dem Faustrechte Sicherheit suchte, flohe in die Städte, und da diese dadurch volkreicher wurden, so verfeinerten sich auch die Sitten, und die Künste blüheten unvermerkt auf, so wie der ausgebreitete Handel die Begriffe erweiterte, und neue Moden einführte. Die Cultur blieb jetzt nicht an eine Provinz oder an einen Stand allein gebunden, sondern verbreitete sich über die ganze Nation. Die Sprache, welche schon seit des ersten Rudolphs Zeit in den öffentlichen Verhandlungen immer häufiger zu werden anfing, ward jetzt

immer mehr geschrieben, sollte es auch nur in Handelsgeschäften seyn. Sie ward dadurch immer weiter ausgebildet und immer wortreicher und biegsamer gemacht.

Zwey Umstände beförderten die fernere Ausbildung der Sprache und des Geschmacks um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gewaltig: der Untergang des **Griechischen Reichs**, und die Erfindung der **Buchdruckerkunst**; beyde brachten eine sehr vortheilhafte Veränderung in den Wissenschaften und dem Geschmacke des ganzen westlichen Europa hervor. Bey der Zerstörung des Griechischen Reichs flohen die gelehrten Griechen, bey welchen die Künste und Wissenschaften nie ganz ausgestorben waren, nach Italien, und verbreiteten von da die Kenntnisse der alten Litteratur, und mit denselben den guten Geschmack über alle benachbarten Reiche. Die Buchdruckerkunst vervielfältigte die Schriften der Alten, und nun fingen, nach einer Barbarey von fast tausend Jahren, Geschmack, Vernunft und wahre Gelehrsamkeit an, ihr Haupt empor zu heben. Zwar ward bey der herrschenden Liebe zu den alten Sprachen die Deutsche vernachlässiget; allein sie nahm doch an der Erweiterung der Begriffe, und an der Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes einen überaus großen Antheil. Die Gelehrsamkeit, welche bis dahin bloß in dem Bezirke der Geistlichkeit lag, verbreitete sich über alle Stände, und verachtete auch die Deutsche Tracht nicht. Bücher ohne Zahl wurden in derselben geschrieben, alle Gegenstände und Wissenschaften wurden in ihr abgehandelt, und man fing jetzt zuerst an, über ihren Bau und ihre grammatische Richtigkeit nachzudenken, und die Grundgesetze ihrer Veränderungen

gen aufzusuchen, ob gleich die ersten Versuche freylich noch sehr roh und ungestaltet waren. Wer diese ganze Veränderung noch fatal nennen kann, muß entweder ein erklärter Feind aller Aufklärung des Verstandes seyn, oder nicht wissen, wie genau diese mit der Ausbildung der Sprache verbunden ist.

§. 26. Doch dabey blieb es noch nicht. Vernunft und Geschmack waren einmahl erwacht, und eilten nunmehr sehr schnell zu ihrem Ziele. Die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gemachten Entdeckungen zur See erhöheten und bereicherten die bisher noch immer sehr eingeschränkten Kenntnisse noch mehr, und die Reformation war die erste und vornehmste Frucht dieser stufenweise erweiterten Begriffe. Sie ward zugleich Reformation aller Wissenschaften, und die Aufklärung des Verstandes verbreitete ein bisher ungewohntes Licht über alles, was nur ein Gegenstand desselben war. Mit der Sprache ging zugleich eine sehr wichtige Veränderung vor, und die in den Chursächsischen Landen durch Wissenschaft und Wohlstand verfeinerte und bereicherte Oberdeutsche Mundart, trat in die Stelle der vernachlässigten alten, und ward nach und nach die Hofsprache des ganzen gelehrten und gesitteten Deutschlandes.

Reformation. Hochdeutsche Sprache.

Man lese über die bey und vermittelst der Reformation mit der Deutschen Sprache vorgegangene Veränderung des Herrn Ritter Michaelis schöne orat. de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur, Götting. 1750 in 4.

Es ging mit dieser Veränderung wieder eben so natürlich zu, als mit allen vorigen. Die Chursächsischen Lande waren durch ihren Bergbau, durch ih-

re Manufacturen, Fabriken und Handlung seit dem Verfalle Schwabens eine der blühendsten Provinzen in Deutschland, und schon dadurch hatte die Sprache beträchtlich gewonnen, dagegen sie in den übrigen Provinzen dem Verfalle des Wohlstandes folgte und vernachlässiget ward. Jetzt wurden eben diese Lande überdieß noch der Sitz nicht allein des verbesserten Lehrbegriffs in der Religion, sondern auch die Wiege aller Künste und Wissenschaften, welche von den Glaubensverbesserern und ihren Freunden von ihrer alten Barbarey befreyet und in kurzer Zeit überaus sehr aufgekläret wurden. Es ist bey nahe erstaunlich, wie sehr in einem Zeitraume von kaum dreyßig Jahren durch die Reformation alle Wissenschaften zu ihrem Vortheile verändert wurden. Schon dadurch gewann die Sprache, noch mehr aber, da die ersten Glaubensverbesserer, um das unwissende Volk zu unterrichten, mehr in Deutscher Sprache schrieben und lehreten, als bisher gewöhnlich gewesen war. Man lese die ersten Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen, um das Jahr 1517, und lese seine Schriften in den letzten Jahren seines Lebens, so wird man den großen Fortschritt bewundern müssen, welchen die Sprache in ihrer Feinheit, Biegsamkeit und Wohlklang in so kurzer Zeit machte.

Diese Veränderung war schnell, aber doch kein Sprung. Luther und seine Freunde behielten anfänglich die Oberdeutsche Mundart bey, weil sie einmahl die herrschende war. Daher vermisset man in ihren Schriften von 1517 an noch mehrere Jahre das mildernde e oder e euphonicum, (ich hab, der Frid, der Glaub), das e des Dativs im Singular und des Nominativs im Plural, (dem Tag, die

die Tag, dem Tod), den Plural auf er (die Manne, die Weibe,) die Endung der Adjective vor den Substantiven (eyn recht stroern Epistel, das teglich Brot, durch den gefangen betrogen Adel) ganz; dagegen findet man die Oberdeutsche Überfüllung an Consonanten, und widerwärtigen Doppellautern, die tiefern Selbstlauter statt der höhern, (kummen, von noten, erhoren, loßen, für erlösen, do für da, Sun für Sohn,) allerley harte Zusammenziehungen, (erhort für erhörete, er tot für tödtete, wunsch für wünschte,) das Augmentum ge vor dem Infinitiv, nebst andern Härten mehr bey ihnen, der vielen nur der Oberdeutschen Mundart eigenen Wörter und der noch ganz rohen und ungebildeten Orthographie zu geschweigen. Das Gebet Manasse lautet nach Luthers Übersetzung von 1519 noch so: O Herr allmächtiger Gott unserer Vätter, des Abrahams, Isaac und Jacob, vnd jrs (ihres) gerechten samen vnd geschlechts, der du Hymel vnd erden mit all (aller) ihrer gezierde geschaffen hast, der du daz mör mit den wort (dem Worte) deins gebots gezeichnet hast, der du die tieffe vnd dumpff des möres beschlossen vnd deinen loblichen namen verzeichnet hast, vir welchen alle menschen erschrecken vnd vermügen vor des angesicht stercke vnd sie erzitteren, dann der Zorn deiner trowung über die sünd ist vnlydlich, aber die Barmhertzigkeit deiner Zusagung vnd verheissung ist vnermessen vnd vnerforschlich, wann du bist der allerhöchst Herr über den ganzen erdpoden. Du bist gedultig, güttig vnd vast barmhertzig vnd mitleydsam über der menschen boßheit u. s. f.

Doch

Doch Luther müßte den für sein Jahrhundert wirklich feinen Geschmack nicht gehabt haben, welchen er wirklich besaß, wenn er nicht das Rauhe und Harte dieser Mundart sehr bald hätte einsehen sollen, daher er sie immermehr durch die Meißnische oder Obersächsische zu verfeinern suchte, und die in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens ungangbar gewordenen Oberdeutschen Wörter und Ausdrücke durch allgemein verständliche ersetzte. Das siehet man besonders den verschiedenen Ausgaben seiner Bibelübersetzung sehr deutlich an. Die Obersächsische Mundart war schon vorher durch Handlung, Wohlstand und verfeinerte Sitten beträchtlich ausgebildet worden, und jetzt, da Obersachsen zugleich der Sitz der Künste und Wissenschaften war, ward sie es noch mehr. Alle Deutsche, denen es um vernünftige und gründliche Gelehrsamkeit zu thun war, kamen nach Obersachsen, und lernten diese Mundart, als die zierlichste und wohlklingendste in Deutschland, die überdieß noch durch die vielen Deutschen Schriften der ersten Wiederhersteller der Religion und Wissenschaften gar sehr ausgebreitet wurde. Die alte Oberdeutsche Mundart ward als die Leibtracht der Unwissenheit nach und nach verabschiedet, oder vielmehr nach dem Muster der Meißnischen ausgebildet, und da alle Lehrer der gereinigten Religion diese Mundart in Wittenberg oder aus den Schriften der ersten Reformatoren erlerneten, so geschahe mit der Zeit das, woran diese im Anfange wohl selbst nie gedacht hatten: die durch Sitten und Wissenschaften ausgebildete und bereicherte Meißnische Mundart, oder vielmehr die durch die Meißnische verfeinerte alte Oberdeutsche Mundart, ward die herrschende Sprache des gelehrtesten und gesittesten Theiles der Nation.

Aus

Aus diesem Gesichtspuncte muß man Luthers Verdienste um die Deutsche Sprache ansehen, wenn man diesem großen Manne auf der einen Seite nicht zu viel, und auf der andern nicht zu wenig, zuschreiben will. Der ehrwürdige Greis Bodmer legt in seiner kurzen Abhandlung von den Verdiensten Luthers um die Deutsche Sprache, die sich vor seinen Grundsätzen der Deutschen Sprache befindet, alle Veränderungen, welche man zur Zeit der Reformation mit der Sprache vorgehen sieht, bloß Luthern bey, und behauptet, daß sie hernach von der Nation angenommen und sich zu eigen gemacht worden. Eigenmächtig hat Luther diese Veränderungen wohl nicht gewagt; er fand sie zum Theil schon in der Mundart des Landes, worin er gebohren war und lehrete, und wandte sie nur in Schriften auf die alte Oberdeutsche Mundart an, welche für den jetzigen verfeinerten Zustand der Sitten und Wissenschaften zu rauh, hart und unbiegsam war. Er war dabey bescheiden genug, der natürlicher Weise und von sich selbst immer weiter gehenden Cultur der Sprache zu folgen. Er war zugleich der erste, der über die Sprache nachzudenken anfing, und sich nicht nur der bisher so sehr vernachlässigten grammatischen Reinigkeit und Richtigkeit befliß, sondern auch die Rechtschreibung, welche nach der harten und überfüllten Oberdeutschen Aussprache gebildet war, auf vernünftigere Regeln zurück führte, und sie der Obersächsischen sanftern Aussprache gemäß machte. Anfänglich schrieb er selbst noch, wie ganz Deutschland zu seiner Zeit, czu, zcu oder tzu, tzierde, eyner, Crafft, tzorn, dye, yhn oder yn, lewth, bawen, ßundern, vnd, vns u. s. f. Hätten wichtigere Beschäftigungen ihm erlaubt, der Sprache, die für ihn nur Nebenwerk war, mehr

Muße und Nachdenken zu widmen, so würde er es sowohl in der Orthographie, als auch in der grammatischen Richtigkeit weiter gebracht haben. So aber ist er sich in der ersten nicht allemahl gleich, und in Ansehung der letztern sind seiner Aufmerksamkeit noch viele Fehler und Unrichtigkeiten, selbst in der Deutschen Bibel, entgangen, daher sie für nichts weniger als classisch gehalten werden kann.

Es findet sich aber noch ein sehr wichtiger Umstand, welcher diesem classischen Ansehen in dem Wege stehet. Luther hatte anfänglich nicht deutlich die Absicht, die Oberdeutsche Mundart aus dem Gebiethe der Wissenschaften zu entfernen, sondern er suchte sie nur durch die Obersächsische Mundart biegsamer und wohlklingender zu machen, daher ist der Grund seiner Übersetzung noch ganz Oberdeutsch, welche Mundart, aller seiner von Zeit zu Zeit vorgenommenen Aenderungen und Besserungen ungeachtet, noch immer durchscheinet. Da man seine Übersetzung nach seinem Tode so ließ, wie sie war, und sie der immer fortschreitenden Cultur der Sprache nicht, wie es doch seyn sollte, folgen ließ, so fallen diese Oberdeutschen Überbleibsel zu unsern Zeiten weit mehr auf, als zu seiner, da sie dem damahligen Zustande der Büchersprache gemäß waren. In der Vorrede zum ersten Bande meines Wörterbuchs leitete ich diesen Hang der Deutschen Bibel zum Oberdeutschen aus der Vermuthung her, daß Luther etwa eine ältere Oberdeutsche Übersetzung bey der seinigen zum Grunde gelegt, welche ganze Vermuthung ich aber zurück nehme, zumahl da auch Herr Pastor Götz in Hamburg sie nach einer sorgfältigen Vergleichung hinlänglich widerlegt hat.

§. 27.

§. 27. Nach Luthers Tode blieben die evangelischen Gottesgelehrten in dem Lehrbegriffe nicht nur gerade da stehen, wo er geblieben war, sondern sie geriethen auch unter einander in die bittersten und ärgerlichsten Streitigkeiten. Zum Unglück riß eben dieser Stillstand auch in den meisten übrigen Wissenschaften ein, ungeachtet sie mit der Theologie in keiner Verbindung standen. Die Philosophie war noch immer scholastische Barbarey, und die alte Litteratur nagte an der Schale und übersahe den Kern, daher die schönen Künste nur sehr langsam aufkeimten. Die ersten Wiederhersteller der Religion und Wissenschaften suchten das Volk aufzuklären, schrieben viel in Deutscher Sprache, und veranlaßten dadurch ihre Ausbildung; ihre Nachfolger verließen diesen Weg, und ehrten das Latein auf Kosten ihrer Muttersprache. Der katholische Reichstheil haßte die in Obersachsen ausgebildete Sprache als das Wahrzeichen der Ketzerey, und blieb bey der alten rauhen Oberdeutschen Sprache. Kurz, die Aufklärung des Verstandes und Geschmackes nahm nicht so schnell zu, als der erste Anfang vermuthen ließ, und die langwierigen innern Unruhen, welche auf die Reformation im Deutschen Reiche folgten, hielten sie noch mehr auf. Ihre Ausbildung.

Luthers Eifer um die Reinigkeit der Sprache reitzte zwar nachmahls viele, diese Reinigkeit und Richtigkeit auf gewisse Regeln zurück zu führen, allein anstatt diese Regeln in der Sprache selbst aufzusuchen, entlehnte man sie entweder aus den lateinischen Sprachlehren, oder man wollte Selbsterfinder seyn, und die Sprache nach seinem Gutdünken modeln. Vor andern hatte die Orthographie, gerade der unbedeutendste Theil der Sprache, vom An-

fange an das Schicksal, daß eine Menge kleiner Geister dieselbe meisterten, und noch jetzt ist sie die Windmühle, an welcher große und kleine Sprachkünstler zu Rittern zu werden suchen. Bey diesen Umständen wurden die grammatischen Bemühungen der Sprache mehr schädlich, als vortheilhaft, wenigstens haben sie ihr wenig mehr Nutzen gebracht, als die später entstandenen Deutschen Gesellschaften.

Opitzens und einiger anderer dichterisches Genie war für das siebzehnte Jahrhundert immer eine wichtige Erscheinung; allein der Geschmack war noch nicht genug verfeinert, und der Verstand noch nicht genug aufgeklärt, daß sie es zu einem beträchtlichen Grade der Vollkommenheit hätten bringen können. Bald nach ihnen verheerete der schwülstige Geschmack der neuern Italiener das Gebieth der Dichtkunst und Beredsamkeit, und diejenigen, welche diesem Verderben steuern wollten, verfielen in den Gegensatz und wurden wässerige Reimer.

In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts bekam endlich alles eine andere Gestalt. Deutschland fing nach langen blutigen Kriegen an, sich wieder zu erhohlen; mehrere Fürsten hatten sich bisher beeifert, die Handlung und Künste in ihren Staaten blühend zu machen, und der glänzende Hof der Auguste unterstützte die letztern mit vollen Händen. Reichthum und Wohlstand bildeten den Geschmack, und die von Leibnitzen und Wolfen wieder hergestellete vernünftige Philosophie leitete ihn. Diese verbreitete ihr Licht über alle Wissenschaften, welche es wieder auf die Sprache und schönen Künste zurück warfen, zumahl da Wolf die Deutsche

Sprache zum Vortrage philosophischer Wahrheiten wählte, und dadurch überaus viel zu ihrer Ausbildung beytrug. Da dieses vornehmlich in den Obersächsischen Provinzen geschahe, welche noch immer der vorzüglichste Sitz der Künste und Gelehrsamkeit waren, so hatte auch die Hochdeutsche Sprache den vornehmsten und schnellsten Antheil daran.

Gottscheds Verdienste können dabey nicht verkannt werden. Er war einer der ersten, der sich dem Italienischen Schwulste der Lohensteinischen Schule mit Nachdruck widersetzte, der mit Eifer auf die Reinigkeit der Sprache drang, ohne selbst rein und edel zu schreiben, der die schönen Künste durch Hülfe der neuern Philosophie nach dem Maße seiner Kräfte aufzuklären suchte, der die Deutschen mit den Franzosen und Engländern bekannt machte, deren Beyspiel sie lehrete, die Alten und in ihnen die Natur mit Geschmack und Scharfsinn nachzuahmen, der — doch hier befinde ich mich schon an der Gränze seiner Verdienste, die von manchen zu sehr vergrößert, und von andern wieder zu sehr verkleinert werden. Selbst, weder ein schöner Geist, noch ein gründlicher Philosoph, noch ein tiefsehender Sprachkenner, riß er nur ein, ohne selbst zu bauen. Allein sein Eifer und die jetzt gedachten günstigen Umstände verschafften ihm Schüler, welche ihren Meister in kurzer Zeit sehr weit hinter sich zurück ließen. Gottsched, erstaunt, daß der von ihm gezeigte Weg weiter führte, als er selbst gehen konnte, und zu stolz, sich von seinen Schülern übertroffen zu sehen, wollte das Maß seiner Kräfte zum non plus ultra aller machen, und ward nunmehr aus Eigensinn und Verzweiflung ein

Feind des guten Geschmackes, der ihm doch einen so wichtigen Theil seines Entstehens zu danken hatte.

Ob sie an Vollkommenheit wachsen kann.

§. 28. Die Entscheidung der Frage, ob die Deutsche Sprache, und besonders die Hochdeutsche Mundart derselben, einer noch größern Vollkommenheit fähig ist, hängt ganz von dem Grade der Kenntnisse und des Geschmackes unserer Zeiten ab.

Die Sprache ist Ausdruck der Begriffe und Vorstellungen: diese machen ihren Reichthum aus, so wie die Feinheit, die Biegsamkeit und der Wohllaut des Ausdruckes von dem Geschmacke abhängt. So lange eine Nation noch an Kenntnissen und Geschmacke wachsen kann, so lange ist auch ihre Sprache einer immer größern Vollkommenheit fähig. Nimmt sie an beyden ab, so geräth auch diese in Verfall. Den jedem Volke möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit kann kein Zeitgenoß, kann nur der Nachkömmling in einem beträchtlichen Zeitraume bestimmen, zumahl da derselbe von so vielen zufälligen äußern Umständen abhängt, welche kein endlicher Geist vorher sagen kann.

Athen und Rom zeigen uns in einem sehr getreuen Spiegel, durch was für Mittel auch die blühendste und ausgebildetste Sprache in Verfall gerathen kann. Wenn auf der einen Seite die Neigung zu den gründlichen Wissenschaften veraltet, wenn Philosophie in leeres Geschwätz oder brausende Schwärmerey ausartet, wenn man, anstatt sich deutlicher Begriffe zu befleissigen, nach Bildern und Figuren hascht, wenn man, bloß um neu zu scheinen, und was Neues zu sagen, auf Empfindeley, Künsteley und Witzeley verfällt, und sich aus Genie-

Kitzel

Kitzel über alle Regeln und Vorschriften hinaus setzt; wenn man auf der andern Seite Sprache und Ausdruck zu arm findet, und, unter dem Vorwande, die Sprache zu bereichern, aus fremden Sprachen und Mundarten borgt, alltägliches Geschwätz, dunkle Vorstellungen, mit unter auch wohl Unsinn, zur Schau auszulegen, wenn der Geschmack so weit verfällt, daß die Musen nicht mehr erröthen, die Sprache des Pöbels zu reden, wenn das alles, sage ich, allgemeiner Geschmack wird, dann ist der Verfall der Sprache da. Gerade das waren die Mittel, welche der schönen Griechischen und Römischen Litteratur den Untergang brachten, und ihnen wird auch einmahl die Deutsche ihren Verfall verdanken. Zwar fehlt es in unsern Tagen nicht an halbgelehrten Neulingen aller Art, welche alle diese und noch mehr ähnliche Mittel anwenden, die Herostrate ihrer Muttersprache zu werden; allein noch hat der gute Geschmack zu viele und zu mächtige Freunde, als daß etwas anders als Verachtung der Lohn solcher Bemühungen seyn könnte.

III.
Deutsche Mundarten.

Inhalt.

Verschiedene Mundarten Deutschlandes, §. 29.
Eigenheiten der Oberdeutschen, §. 30.
Der Niederdeutschen, §. 31.
Hochdeutsche Mundart, §. 32.
Ob und wie sie zu bereichern, §. 33.

---

§. 29.

Verschiedene Mundarten Deutschlandes.

Die Deutsche Sprache theilet sich von Alters her in zwey Hauptmundarten, oder vielmehr eigene verwandte Sprachen, die südliche oder Oberdeutsche, und die nördliche oder Niederdeutsche. Ich sage verwandte Sprachen; denn aus dem Kapitel von der Bildung der Wörter wird erhellen, daß das Niederdeutsche mit mehrerm Rechte eine eigene, obgleich sehr nahe verwandte Sprache, als bloß eine Mundart einer vielleicht nie vorhanden gewesenen allgemeinen Deutschen Sprache ist. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist dieser Unterschied in der Sprache unter den Deutschen bereits sehr alt, vielleicht so alt, als die Nation selbst.

Von den Mundarten der Germanischen Völkerschaften vor und in der großen Völkerwanderung läßt sich wenig mehr sagen, als daß allem Ansehen nach jedes Volk oder jeder Stamm seine eigene hatte. Von einigen derselben, z. B. den Gothen, Longobarden u. s. f. läßt sich auch die Beschaffenheit derselben näher bestimmen. Durch die unaufhörlichen Wanderungen und Vermischungen der Völker-

schaf=

schaften, waren auch ihre Mundarten beträchtlichen Veränderungen ausgesetzt. So redeten z. B. die ältesten Franken, sie mögen nun ein eigenes Niederdeutsches Volk, oder vielmehr ein Völkerbund mehrerer Niederdeutscher Stämme seyn, allem Ansehen nach ursprünglich eine Niederdeutsche Mundart, wovon sich noch in dem Salischen Gesetze Spuren finden. So wie sie sich die südlichern Völkerschaften Deutschlandes unterwarfen, und sich die Überwinder unter den Überwundenen verlohren, gewöhnten sie sich nach und nach an die höhere Mundart, die sie doch allem Ansehen nach mit der ihrigen vermischten, woraus denn die Fränkische entstand, welche schon zu den Zeiten der Fränkischen Monarchen das Mittel zwischen der ganz hohen und der völlig niedern Sprache ausmachte.

Sobald sich nach der großen Völkerwanderung die heutigen Staaten zu bilden anfangen, klären sich auch die Deutschen Mundarten mehr auf. Die Nahmen der alten kleinen unabhängigen Volksstämme verliehren sich aus der Geschichte, und es treten dafür fünf große Völkerschaften auf den Schauplatz, die **Franken**, **Alemannen**, oder **Schwaben**, **Baiern**, **Thüringer** und **Sachsen**, deren Sprachen stufenweise von der höchsten Mundart an bis zu der niedrigsten herab steigen. Auf der höchsten Stufe stehen die Alemannen und Baiern, ein wenig tiefer die **Franken**, noch tiefer die **Thüringer**, welche sich unmittelbar an die niederste Mundart der **Sachsen** anschließen. Jede dieser Mundarten ist wieder in eine Menge kleinerer untergeordneter Dialecte abgetheilet, so wie jede dieser fünf großen Völkerschaften aus der Verbindung oder Unterjochung mehrerer kleinerer Volksstämme erwachsen ist.

Eigenheiten der Oberdeutschen.

§. 30. Die Oberdeutsche unterscheidet sich durch ihre hohe Sprache, durch ihren vollen Mund, durch ihren Hang zu hauchenden, blasenden und zischenden Mitlauten, zu den breiten und tiefen Selbstlauten und zu rauhen Doppellauten; durch ihre Härten, durch ein weitläufiges Wort- und Sylbengepränge, durch weitschweifige Ausdrücke, Überfüllungen und hohe Figuren.

Beyspiele sind beynahe unnöthig, da man sie überall findet. Doch ein Paar zur Probe, die zum Theil aus den höchsten Mundarten entlehnet sind. 1) Fülle des Mundes; daher die vorzügliche Liebe zu hauchenden und blasenden Mitlauten: Befelch für Befehl, verhargen für verheeren, trochchen für trocken. 2) Hang zu breiten und vollen Doppellauten statt der verwandten wohlklingendern, oder auch statt der einfachen Selbstlaute: Fleussen, geussen, fleuhen, u. s. f. für fließen, gießen, fliehen; treuhen, dräuen für drohen, zeuchen für ziehen, Hous für Haus, haitter, ains, Ainigung, haylsam, ablainen für heiter u. s. f. Liecht für Licht, Muetter, Brueder für Mutter, Bruder. Und zu den breiten und tiefen Selbstlauten statt der höhern: sundern für sondern, ausdrucklich für ausdrücklich, Burger für Bürger, wüssen für wissen, Erfahrnuß, Bündnuß, Ärgernuß u. s. f. für —niß. 3) Härten, besonders Weglassung des e an den Fämininis, im Nominativ des Plurals, und an den Adjectiven: die Räth, Städt, Täg, u. s. f. für Räthe, Städte, Tage; der gütig Gott, getreu lieb alt Eidgenossen. Ingleichen des e euphonici: der Bub, Knab, die Gnad, der Glaub, der Preuß, Schwab, Franzos, u. s. f. 4) Harte Zusammenziehungen: Eidgnoßschaft, allgedeylichen Vorschub thun, allschuldigen

Dank

Dank sagen. 5) Unnöthige Verdoppelung und Verhärtung der Mitlaute: Tretten, Botte, nemmen, darumb, umb, Umbstand u. s. f. 6) Verwechselung der harten Mitlaute mit den weichen und vorzügliche Neigung zu den ersten; ein Fehler, welchen man wohl gar den Obersächsischen Mundarten eigenthümlich beygelegt hat, da er bey ihnen doch nur ein Überbleibsel der Oberdeutschen ist: tringen, trucken, Paum. 6) Überfüllungen der Wörter: dieweilen, sämmtlicher, allfolglichen, einfolglichen für folglich, gnädiglichen, unwiedersprechenlichen, seliglich, tausend Bey- und Nebenwörter auf iglich, und andere Weitschweifigkeiten mehr, welche einen entscheidenden Hang verrathen, mit einem vielsylbigen Geräusche im Grunde wenig zu sagen. 7) Der schwerfällige Gebrauch der Participien: die vorgeschützt werden dürfende Wichtigkeit; der angegeben werden wollende Unterschied; die von dero Gemahlin hergeleitet werden mögende Ansprüche.

Aus dem vorigen erhellet, daß die Oberdeutsche Mundart sehr frühe, und mehrere Jahrhunderte hindurch ausgebildet worden. Diesem Umstande hat sie ihren Reichthum an Wörtern zu verdanken, nicht allein alle während ihres Flores bekannte Begriffe, sondern auch sehr viele Begriffe nach allen ihren Graden und Schattirungen auszudrucken. Hierin hat sie sehr vieles vor ihren übrigen Schwestern voraus, indem sie eine Menge Gegenstände und Begriffe mit einheimischen Nahmen ausdrucken kann, wofür die Hochdeutsche Mundart fremde entlehnet hat. Nur wieder ein Paar zur Probe: Hochboth, Ambassadeur; Gezug, Appellation; Kummer, Arrest; Gant, Steigerung,

rung, Auction; Gantmeister, Auctionator; Gantregister, Gantrodel, Gantbuch, Auctions-Catalogus; Feldschuldheiß, Feldrichter, Auditeur; Hauptstuhl, das Capital; Gewahrsame, Cautelen; Ladung, Fürboth, Citation; Fahne, Fähnlein, Compagnie; Anlaß, Compromiß; Auffahl, Frohnung, Concursus Creditorum; Rottmeister, Corporal; Ehevogt, Gerhab, Curator; Pflege, Gerhabschaft, Curatel; Hinterlegen und Hinterlage, deponiren, Depot; Feldflucht, Feldflüchtiger, Desertion, Deserteur; Anstand, Gerichts-Ferien; Frevelvogt, Fiscal; Ehegaumer, von Ehe Gesetz, und Gaumer, Aufseher, ein Curator; Gewende, Garnitur; Instengräber, (der einwärts gräbt,) Graveur; Frageamt, Intelligenz-Comtoir; Fundbuch, Fundregister, Inventarium; Unterhauptmann, Lieutenant; Hoffarbe, Leibfarbe, Livree; Gebothsbrief, Mandat; Heerzug, Marsch, und tausend andere mehr, welche zum Theil noch üblich sind, zum Theil aber doch ehedem üblich waren.

Gereicht ihr dieser Reichthum, nebst ihrer Volltönigkeit und Pracht, wenn beyde in den gehörigen Gränzen bleiben, zum Ruhme, so kann sie doch den Fehler der Nachläßigkeit in ihrem Putze nicht entschuldigen. Es ist Reichthum ohne Geschmack, Verschwendung ohne Klugheit, und Aufwand ohne Feinheit. Oberdeutschland blieb in der Cultur zurück, als selbige in andern Provinzen sehr schnell fortschritt, daher behielt auch dessen Sprache alle die Härten und rauhen Eigenheiten, welche noch so sehr das Gepräge des funfzehnten Jahrhunderts an sich tragen.

Was

Was ich jetzt von der Oberdeutschen Mundart gesagt habe, gilt zunächst und in vollem Maße von ihr im engsten Verstande, das ist, von den südlichsten, zwischen Franken und Italien gelegenen Provinzen; nicht so sehr, und mit mehrern Ausnahmen, von den mittlern Provinzen Deutschlandes, wohin ein Theil des Ober- und Nieder-Rheines, Franken, Thüringen und die südlichern Theile der Ober- und Niedersächsischen Kreise, nebst Schlesien gehören, wo die Sprache schon sehr durch die Niedersächsische Mundart gemildert worden, und endlich ganz mit ihr zusammen fließt.

Es ist unnöthig, die einzelnen Dialecte besonders nahmhaft zu machen, worein sich diese große Mundart theilet. Es sind ihrer so viele, als Provinzen zwischen den bemerkten Gränzen liegen, und in großen Provinzen oft so viele, als es beträchtliche Abtheilungen in denselben giebt. Manche auf den Gränzen der Hauptmundarten gelegene Landschaften lassen sich mit eben so vielem Rechte zu der einen als zu der andern rechnen, weil beyde in ihnen zusammen fließen. Kennten wir das alte Deutschland zu Taciti und Ptolemäi Zeiten so, wie wir das heutige kennen, so würden wir den Grund dieser vielfachen Mundarten ohne Zweifel in den vielen kleinen und unabhängigen Volksstämmen der damahligen Zeit finden.

Der Niederdeutschen.

§. 31. Die Niederdeutsche, Sächsische im eigentlichsten Verstande, oder, wie sie sich selbst oft nennet, plattdeutsche Mundart, beherrscht die nördlichsten Gegenden Deutschlandes, von den Niederländischen Gränzen an bis an die Litthauischen. Vom Deutschen Reich besitzt sie ohngefähr ein Drittel;

tel; allein außer demselben gehören ihr auch beyde Preussen und der von Sachsen bewohnte Theil Siebenbürgens. Wenn man nun ihre ausgestorbene Schwester, die Angelsächsische Sprache, wovon noch ein Überbleibsel in der heutigen Englischen lebt, und ihre noch verhandenen nähern und entferntern Verwandten, die Niederländische, Dänische, Schwedische, Norwegische und Isländische Sprachen dazu nimmt, so ist sie allerdings eine der ausgebreitesten, obgleich ihr Schicksal in Deutschland zu allen Zeiten traurig gewesen ist.

Die ersten Lehrer in der Religion, welche Niederdeutschland im achten Jahrhunderte erhielt, waren Angelsachsen, und diese führten das Angelsächsische Alphabet daselbst ein, wovon noch zu Cassel, Fulda, Würzburg und an andern Orten Beweise und Überbleibsel vorhanden sind. Als nachmahls die Sachsen nach langen blutigen Kriegen von den Franken unterjocht wurden, so ward ihnen auch ihr Alphabet, und in manchen Fällen in der Folge auch ihre Mundart aufgedrungen. In der Cultur blieb das heutige Niedersachsen in den mittlern Zeiten am meisten zurück, zumahl da noch ein großer Theil von Wenden bewohnt ward, und obgleich unter den Schwäbischen Dichtern einige Niederdeutsche Sänger mit auftraten, so dichteten sie doch in der herrschenden Oberdeutschen Mundart. Zur Zeit der Reformation und der Wiederherstellung der Wissenschaften, erhielt Nieder-Deutschland seine Geistlichen und Gelehrten aus Obersachsen, und diese führten nach und nach die Hochdeutsche Mundart auf die Kanzeln, in die Hörsäle und Gerichtsstuben ein, und alles, was Geschmack und Sitten haben wollte, fing an, sich dieser Mundart

zu

zu befleissigen, und die einheimische Landessprache blieb dem gemeinen Volke überlassen. An manchen Orten entstand durch ungeschickte Vermischung beyder eine dritte Mundart, wohin die so genannte Messingische Sprache (von mischen, miscere, daher auch der Nahme des Messings, als eines vermischten Metalles,) in Niedersachsen, und die Käselauische in Preussen, gehören. Da man nun die Niederdeutsche Mundart bloß als eine verachtete Volkssprache ansahe, so blieb sie in der Cultur zurück, und man hat wohl mehr als einmal den unbilligen Vorschlag gethan, sie völlig auszurotten, so wenig sie auch dieses Schicksal verdienet.

Denn sie ist gerade das Gegentheil der Oberdeutschen Sprache, und unter allen Deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die wohlklingendste, gefälligste und angenehmste, eine Feindin aller hauchenden und zischenden, und der meisten blasenden Laute, und des unnützen Aufwandes eines vollen mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an treffenden Ausdrücken und naiven Bildern. Es fehlt ihr weiter nichts, als eine sorgfältige und verständige Cultur, um sie zu der reichsten, angenehmsten und blühendsten Sprache zu machen. Der Ausländer, dem die vielen Hauch- Blase- und Zischlaute des Oberdeutschen ein Ärgerniß sind, lernt die Niederdeutsche am ersten und leichtesten, so wie der Niedersachse wegen seines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener sprechen lernet, als sein schwerfälliger südlicher Bruder. Man könnte daher leicht in Versuchung gerathen,

die Niederdeutsche Mundart für die Sprache eines blühenden und durch Wohlstand und Wissenschaften sehr frühe ausgebildeten Volkes zu halten, und vielleicht ist sie wirklich ein Überbleibsel einer Cultur, welche über die Gränzen unserer bekannten Geschichte hinaus gehet.

So sehr nun auch diese Mundart von ihren stolzen Schwestern zu allen Zeiten verachtet und unterdrücket worden ist, so haben doch die Niederdeutschen den Ruhm, daß sie nächst den Hochdeutschen ihre Sprache am meisten kritisch bearbeitet haben. Beweise davon sind die nützlichen Idiotica Mich. Richeys von der Hamburgischen, Joh. Christoph Strodtmanns von der Osnabrückischen, und Johann Georg Bocks von der Preussischen Mundart, vor allen aber das schöne Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch der Bremischen Deutschen Gesellschaft, welches von 1767 bis 1771 in fünf Bänden in 8. heraus gekommen ist, und einen großen Theil der ganzen Niederdeutschen Mundart umfasset. Das wenige, was wir von den so zahlreichen Oberdeutschen Mundarten haben, sind Bruchstücke, wovon noch keines den Nahmen eines Idiotici verdienet, und von den meisten fehlen auch solche Bruchstücke. Wie verdient könnten sich nicht Oberdeutsche Sprachkenner und Sprachliebhaber um die ganze Sprache machen, wenn sie, anstatt Neuerungen auszusinnen und auf ihre Hochdeutsche Schwester zu schmähen, das Eigene in der Sprache ihrer Provinzen aufsuchten und bekannt machten!

Hochdeutsche Mundart.

§. 32. Herr Prorector Gedike in Berlin vergleicht in seiner Einladungsschrift über **Purismus und Sprachbereicherung**, Berlin 1779 S. 20. die

die drey Deutschen Hauptmundarten sehr treffend mit den drey bekanntesten der ehemahligen Griechischen Sprache, der Dorischen, Jonischen und Attischen, denn die Äolische war eben so sehr nur eine Unterart der Dorischen, als es die Baierische von der Oberdeutschen ist. Die Dorische glich der Oberdeutschen, war die Sprache der gebirgigen Gegenden Griechenlandes, und liebte, wie der Deutsche Oberländer, den vollen und breiten Mund, die Zisch- und Hauchlaute, und die rauhen aus der Gurgel gesprochenen Doppellaute. Ihr Gegensatz war die Jonische, welche die flachen Gegenden am Meere beherrschte; so sanft und weich, wie der Niederdeutsche, vermied sie, so viel möglich, alle rauhen Gurgeltöne, alle breiten Doppellaute und zischenden und rasselnden Buchstaben. In der Mitte zwischen beyden lag der Attische Dialect, er war jünger als sie, bereicherte sich aus beyden, und ward durch Wohlstand, Geschmack und Gelehrsamkeit am meisten ausgebildet, daher er als der blühendste, wohllautendste und zierlichste nach und nach seine ältern Brüder verdrängte, und endlich in Schriften nur allein gebraucht wurde.

Gerade so die Hochdeutsche, welche im Grunde nichts anders ist, als die durch das Obersächsische gemilderte, und durch Geschmack und Wissenschaften ausgebildete Oberdeutsche Mundart. Den Grund dazu hat das Fränkische, einer der nördlichen Oberdeutschen Dialecte, gegeben, welches mit den Fränkischen Colonisten, die Heinrich I. im zehnten Jahrhunderte zwischen die Elbe und Sale versetzte, dahin gebracht wurde. Diese vermischten sich mit den einheimischen Slaven, welche endlich die Sprache der neuen Ankömmlinge annahmen und mit ih-

nen zu einem Volke vereinigt wurden. Da die Slavische Sprache wegen ihrer feinen und wohlklingenden Aussprache bekannt ist, so ging ein Theil davon mit in die hierher verpflanzte Fränkische Mundart über, welche schon dadurch verändert und wenigstens in der Aussprache verfeinert ward. In der Folge, da Handlung, Wohlstand, Geschmack und Sitten in Meissen immer blühender wurden, erstreckte sich die immer fortschreitende Cultur auch auf sie, so daß sie bey der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften im sechzehnten Jahrhundert zur Verfeinerung und Ausbildung der rauhen und vernachlässigten Oberdeutschen Mundart gebraucht werden konnte. Meissen und Obersachsen blieben noch lange nach der Reformation der vornehmste Sitz des Geschmackes und der Gelehrsamkeit in ganz Deutschland, und daher geschahe es, daß die hier verfeinerte und ausgebildete Sprache, nicht allein die Schriftsprache des ganzen aufgeklärten Theils der Nation, sondern auch die gesellschaftliche Sprache fast aller Personen von Geschmack und Erziehung, besonders in dem mittlern und nördlichen Deutschlande, ward und noch ist. (Siehe oben §. 26. 27. wo die Geschichte der Hochdeutschen Mundart seit der Reformation bereits berühret worden.)

Die verblühete ältere Schwester sahe vom Anfange an scheel dazu, beneidete die jüngere wegen ihrer Reitze, und suchte sie aus Verzweiflung durch den Vorwurf der Ketzerey verhaßt zu machen. In guten Stunden vergaß sie zwar diese Grille, und fing so gar an, sich nach ihr zu bilden; allein die böse Laune stellte sich bald wieder ein, und dann behauptete sie wohl in allem Ernste, daß ihre Runzeln, ihre steifen und stolzen Blicke und ihre Archaismen

chaismen regelmäßiger wären, als die sanften Reitze des jungen gefälligen Mädchens. Mit unter schrie sie auch über Despotismus und Tyranney, obgleich das gute Mädchen nichts weniger als despotisch war, und nur der ältern Schwester, wenn ihr die Coquetterie ihrer jüngern Jahre ankam, zuweilen den Spiegel vorhielt, und sie an ihre Falten und verblüheten Reitze erinnerte.

Die Hochdeutsche Mundart ist nichts weniger als despotisch, sie beneidet den übrigen ihre archaischen Schönheiten nicht, und dringt sich niemanden auf. Sie hat ihre Herrschaft keinen gewaltsamen Eroberungen, sondern dauerhaftern Ursachen, ihrer innern Güte und Ausbildung zu danken. Wenn eine Kirche eine jede andere lehren und glauben lässet, was sie will, und nur, wenn es nöthig ist, sagt, dieser Mann gehöret nicht zu mir, er hat keinen Theil an mir, so kann sie doch wohl deshalb nicht despotisch und intolerant heissen, man müßte denn von Despotismus und Intoleranz sehr seltsame Begriffe haben.

Selbst den Nahmen hat ihr Oberdeutschland in den Anfällen seiner bösen Laune streitig zu machen gesucht. Sie soll nicht Hochdeutsch heissen, weil dieser Nahme nur der Sprache des südlichen Deutschlandes zukomme; der diesem beygelegte Nahme Oberdeutsch sey ein Unding; es gebe nur zwey Hauptmundarten, die nördliche oder Niederdeutsche, und dieser stehe die südliche als die wahre Hochdeutsche entgegen; die, welche sich diesen Nahmen anmaße, sey weiter nichts, als eine armselige Provinzial-Mundart, die Meißnische oder höchstens die Obersächsische, u. s. f. Die Verwirrungen und Widersprüche, welche in diesen und an-

dern ähnlichen Beschuldigungen herrschen, verrathen die Leidenschaft zu sehr, aus welcher sie hergeflossen sind, daher zu ihrer Widerlegung nur ein Paar Worte. 1) Wenn das südliche Deutschland, so fern es dem nördlichen oder niedern Deutschlande entgegen gesetzt ist, im ganzen Heiligen Römischen Reiche Oberdeutschland und nicht Hochdeutschland heißt, so ist kein begreifflicher Grund vorhanden, warum dessen Sprache nicht die Oberdeutsche sollte heissen können und müssen. Dem Niedern stehet das Obere entgegen; daher Ober-Österreich und Ober-Österreichisch, Ober-Schwaben und Ober-Schwäbisch, der Ober-Rhein und Ober-Rheinisch, Ober-Sachsen und Ober-Sächsisch und so ferner. 2) Süden stehet freylich dem Norden entgegen; aber gibt es nichts dazwischen? Kein Mittleres? Es ist allemahl ein Fehler, wenn man die Eintheilung bloß nach den beyden äußersten Gliedern macht, und die mittlern überhüpft. Billig sollte man drey Hauptmundarten annehmen, die südliche, höchste oder Oberdeutsche, die hohe, Mitteldeutsche oder mittelländische, und die nördliche oder Niederdeutsche; alsdann könnte man die Hochdeutsche oder herrschende Schriftsprache durch die verfeinerte mittelländische erklären. Diese verdient so gut einen eigenen Nahmen, als die Attische, indem sie sich von den beyden entgegen gesetzten, eben so sehr unterscheidet, als diese von der Dorischen und Jonischen, ob sie sich gleich, so wie die Attische, mehr der oberländischen als der niederländischen nähert. 3) Den Nahmen des Meißnischen oder Obersächsischen Dialectes kann diese Mundart so wenig führen, als sie Fränkisch, Thüringisch, Schlesisch u. s. f. heissen kann. Zwar wird sie bey der in Obersach-

sen höher gestiegenen Cultur in den Städten und unter Personen von guter Lebensart und Erziehung häufiger gesprochen, als in andern Provinzen, welche diesen Grad der Cultur noch nicht erreicht haben; aber die Volkssprache ist sie bey weitem nicht, und diese macht doch nur allein den Provinzial-Dialect aus. Die herrschende Schriftsprache ist an keine Provinz gebunden, sondern die allgemeine Sprache des Geschmackes und der feinern Sitten in ganz Deutschland, in Obersachsen aber ganz natürlich mehr und reiner als anderwärts, indem sich immer mehr von dem Provinzial-Dialecte mit einmischt, je weiter man sich davon entfernet. 4) Der Nahme **Hochdeutsch** ist in diesem Verstande auch nicht neu; er ist wenigstens in ganz Niederdeutschland von der herrschenden Schrift- und Kanzelsprache üblich, und wird alsdann dem **Plattdeutschen** entgegen gesetzt. Man weiß das Hochdeutsche daselbst sehr richtig von dem Oberdeutschen zu unterscheiden, indem man dieses **Oberländisch** nennt. Da nun diese herrschende Schriftsprache doch einen Nahmen haben muß, so ist es kindische Streitsucht, ihr einen Nahmen abzanken zu wollen, der schon in dem halben Deutschlande eingeführet ist, und welchen sich die südliche Mundart nicht anmaßen kann, weil das Adjectivum vom **Oberdeutschland** nicht **Hochdeutsch**, sondern **Oberdeutsch** lautet.

Ob und wie sie zu bereichern.

§. 33. Es ist schon oben bemerket worden, daß die Sprache des gemeinen Volkes, welches in der Cultur selten wächset, sich in einem sehr großen Zeitraume immer gleich bleibt. Nicht so die Sprache der obern Classen der Nation, welche in ihren äußern Umständen ganz von der Cultur abhängt. Das beweiset unsere Büchersprache seit dem sechsten

Jahrhunderte sehr einleuchtend. Erst war sie mittelländisch oder Fränkisch, dann Oberdeutsch oder das höchste Deutsch, und jetzt ist sie wieder mittelländisch, aber ein sehr ausgebildetes und verfeinertes Mittelländisch. Daß die alte Oberdeutsche Mundart bisher in dem südlichen Deutschlande noch immer die gewöhnliche Sprache der Schriftsteller und des gesellschaftlichen Umganges der obern Classen ist, ist ein Beweis, daß diese Hälfte des Reichs in der Cultur hinter der nördlichern zurück geblieben ist. So wie Aufklärung und Geschmack auch in diesen Gegenden mehr Platz greiffen, so verfeinert sich die Sprache von selbst, und wird an der Donau und an der Iser, — man denke! — Hochdeutsch. Das beweisen die Schriften eines Denis, Mastalier, Sonnenfels, Braun, von Born und anderer würdigen Männer, welche auch in Ansehung der Sprache den besten Schriftstellern der Nation an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Unsere neuesten Sprachrichter in Schwaben bedenken also nicht, was für einen nachtheiligen Verdacht sie wider sich selbst veranlassen, wenn sie in ihrer Alemannischen Mundart auf die Hochdeutsche Sprache und ihre Tyranney schmälen.

Man hat in den neuern Zeiten, wo man sich so gern über alles, was den Schein einer Einschränkung hat, hinweg setzen möchte, gefragt, ob es auch wirklich nützlich ist, daß es eine allgemeine herrschende Mundart gebe, und ob es nicht besser sey, daß jeder in der Mundart schreibe und rede, die ihm angebohren ist. Bequemer wäre es allerdings, aber auch besser? ich zweifle. Die Erfahrung aller Zeiten lehret es, daß in einem jeden Lande von einem beträchtlichen Umfange nur allemahl eine

Mundart,

Mundart, und zwar allemahl die Mundart der blühendsten und gesittetsten Provinz die herrschende ist. Nur dann können mehrere Mundarten gleiche Rechte haben, wenn ihre Provinzen, sowohl in dem Grade, als auch in dem Alter der Cultur, einander gleich sind. Dieß scheint der Fall in Griechenland zu der Zeit gewesen zu seyn, als die drey Haupt-Dialecte gleiche Würde und gleiches Ansehen hatten. Allein sobald Athen seine Nebenbuhler in der Cultur merklich übertraf, ward auch dessen Mundart wirklich die herrschende, und die übrigen wurden vergessen. Überdieß ist es für ein großes in mehrere Mundarten getheiltes Reich in tausend Fällen überaus wichtig, wenn es eine allgemeine Mundart hat, welche in allen Provinzen gleich verständlich ist. Eben dieß ist auch die Ursache, warum der Rest der alten Oberdeutschen Mundart, welcher sich, aller Ausbildung der Sprache ungeachtet, noch immer in den Gerichtsstuben und so vielen Kanzelleyen erhalten hat, so schwer daraus zu verdrängen ist. Sie ist daselbst allgemein verständlich, alle ihre Ausdrücke und Biegungen sind durch die Länge der Zeit und unzählige Streitigkeiten endlich auf das genaueste bestimmt. Eine Veränderung der Sprache würde tausend Unbequemlichkeiten nach sich ziehen, und der Chicane ein neues sehr fruchtbares Feld eröffnen.

Aber so ist es doch wohl erlaubt, die Hochdeutsche Mundart, da sie nun einmahl die herrschende ist, aus der Provinzial-Sprache zu bereichern? — Nun ganz kann man diese Freyheit nicht läugnen; aber sie muß überaus enge eingeschränket, und allenfalls nur da verstattet werden, wo es auch erlaubt ist, ganz fremde Wörter aufzunehmen, nähmlich wenn fremde Gegenstände und nothwendige Begriffe,

welche im Hochdeutschen keinen Nahmen haben, mit einem Worte ausgedruckt werden müssen. Dieser Fall wird aber seltener kommen, als man glaubt. Die Gemächlichkeit, nicht lange nach einem schicklichen Ausdrucke herum sinnen zu dürfen, das Bedürfniß eines seichten Kopfes, einen dunkelen oder verworrenen Begriff unter dem Mantel eines halb fremden Wortes als einen neuen Gedanken aufzustellen, die vorgegebene Kürze und ein Nebenbegriff oder vorgegebener Nachdruck können nie eine hinlängliche Ursache dazu seyn. Jede Sprache hat eine Menge Wörter für Begriffe, welche eine andere Sprache nicht anders als durch mehrere Wörter ausdrucken kann. Was würde aus allen Sprachen werden, wenn jede das Recht zu haben glaubte, in diesem Falle um der bloßen Kürze willen, von der andern zu borgen. Der flüchtige ungeduldige Franzose, dessen Sprache durch ihre ursprüngliche Vermischung fast alle ihre Eigenthümlichkeit verlohren hat, wiederhohlet tausendmahl sein se tenir à bout, aller à cheval u. s. f. ehe er um der Kürze willen dem Deutschen sein stehen und reiten auch nur einmahl abborgen wird, und der trägere Deutsche trägt kein Bedenken, ihm sein debutiren, sich piquiren, frappiren, Sujet und tausend ähnliche Ausdrücke nachzusprechen, bloß um ein Paar Sylben zu ersparen.

Eben das gilt auch von Provinzial-Wörtern. Der Begriff einer Mundart, die allgemeine Verständlichkeit und der gute Geschmack erfordern gleich sehr, daß hier alle nur mögliche Strenge angewandt werde. Der Begriff einer Mundart, weil sonst das Hochdeutsche keine eigene von andern unterschiedene Mundart seyn würde, wenn sie den Eigenheiten aller übrigen offen stehen könnte; die allge-

meine Verständlichkeit, das erste Grundgesetz in allen Sprachen, weil ein Provinzial-Wort nie allgemein verständlich seyn würde; der gute Geschmack endlich, der in allen seinen Producten ein analogisches und übereinstimmiges Ganzes erfordert, eine Eigenheit der einen Mundart aber mit den Eigenheiten der andern nicht übereinstimmend seyn kann, weil sonst beyde aufhören würden, verschiedene Mundarten zu seyn. Der gute Geschmack hat die Hochdeutsche Mundart aus allen übrigen heraus gehoben, und muß sie daher auch vor der Vermischung mit denselben bewahren. Ein Provinzial-Wort bleibt im Hochdeutschen allemahl ein Flecken, und wenn es auch Meißnisch seyn sollte, wie es hat geschnien, der Kranke kalmet, treuge, für trocken, Gellerts sich klagen, sie sehen krank; ein Wink für die Herren, welche das Hochdeutsche so gern für einen bloß Meißnischen Dialect erklären möchten. Man bedenke doch nur, daß der Verfall der schönen Römischen Litteratur sich gerade zu der Zeit anfing, da man kein Bedenken mehr trug, niedrige Ausdrücke und Provinzial-Wörter in die Schriftsprache aufzunehmen, anfänglich ohne Zweifel auch in der dem Scheine nach unschuldigen Absicht, diese zu bereichern. Die vorgegebene Armuth der Sprache ist in den meisten Fällen ein Vorwand seichter Köpfe, wenn sie in der Hochdeutschen Mundart nicht den nöthigen Vorrath von Ausdrücken finden, ihre verworrenen und dunklen Begriffe auf eine eben so verworrene und unbestimmte Art an den Tag zu bringen. Man bringe seinen Gedanken zur Deutlichkeit, und lerne erst den Reichthum seiner Sprache kennen, so wird es nicht an Ausdrücken fehlen. **Wolf** kleidete die Philosophie in die Deutsche Tracht, und zwar zu einer Zeit, da die

Sprache an nichts weniger als an den philosophischen Gang gewöhnet war. Und doch klagte er nie über ihre Armuth, sondern fand in ihrem Innern Hilfsmittel genug, den ganzen Reichthum neuer Begriffe auszudrucken, womit er die Wissenschaften bereicherte, ohne weder von Fremden noch von den Provinzen zu borgen. Aber freylich, er gewöhnte sich, jeden Begriff zur Deutlichkeit zu bringen, und das ist nun freylich nicht die Sache unserer heutigen Mode-Scribenten. Und was haben wir denn seit seiner Zeit für viele und wichtige Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten gemacht, daß die Sprache für den Reichthum schon zu enge wäre?

Die höhere Schreibart hat zwar das Recht, statt alltäglicher Ausdrücke und Wendungen, von der volltönigen und prächtigen Oberdeutschen Sprache zu borgen, aber das ist keine Provinzial-Sprache, sondern die ehemahlige allgemeine Schriftsprache, deren stolzer Gang für die gesellige Sprache des Umgangs zu feyerlich ist, aber für den höhern Ausdruck noch manche ungenützte Schätze hat, sollten sie ihren Werth auch nur dem so lange unterlassenen Gebrauche zu danken haben, der ihnen den Reitz der Neuheit mittheilet.

Ich würde hier vor allen Dingen die oben schon gedachte Einladungsschrift des Herrn Prorector Gedicke über Purismus und Sprachbereicherung empfehlen, wenn nicht daselbst dem Befugnisse, aus den Mundarten und fremden Sprachen zu entlehnen, die Gränzen ein wenig weiter wären ausgestecket worden, als das Beßte der Sprache es verstattet.

IV. Deut.

IV.
Deutsche Sprachlehre.

Inhalt.

Was die Sprachlehre ist, §. 34.
Erklärung der Sprachähnlichkeit oder Analogie, §. 35.
Was Ausnahmen von den Regeln sind, §. 36.
Sprachregeln umfassen nicht alle Fälle, §. 37.
Herrschaft des Sprachgebrauchs, §. 38.
Was Sprachfehler sind, §. 39.
Ansehen der Schriftsteller, §. 40.
Gesetz gebende Theile in einer Sprache, §. 41.
Wie die Sprachregeln beschaffen seyn müssen, §. 42.
Pflichten und Befugnisse des Sprachlehrers, §. 43.
Würde der Sprachkunst, §. 44.
Theile derselben, §. 45.
Weitere Eintheilung ihres ersten Theils, §. 46.

---

§. 34.

Was Sprachlehre ist.

Diese Mundart verdienet daher vorzüglich grammatisch, d. i. mit Bewußtseyn und Beobachtung der Sprachregeln, erlernet zu werden. Regeln sind allgemeine Vorschriften des Verfahrens, d. i. der Einrichtung unserer freyen Veränderungen. Sprachregeln sind demnach allgemeine Vorschriften, nach welchen die Wörter einer Sprache gebildet, gesprochen, gebeuget, verbunden und geschrieben werden. Ihr Inbegriff macht die Grammatik oder Sprachlehre aus, welche sich daher bloß mit der Richtigkeit der Ausdrücke beschäftiget, so wie ihre Wahrheit ein Gegenstand der Logik ist, und ihr Schmuck in das Gebieth der Redekunst gehöret.

Sprach-

Sprachkunst und Logik sind indessen näher verwandt, als man gemeiniglich glaubt. Jene beschäftigt sich mit dem richtigen Ausdrucke der Gedanken, und da diese uns richtig denken lehret, so sollte sie billig schon vor Erlernung der Sprachkunst voraus gehen. Beyde klären sich wechselsweise auf, und ein geschickter Lehrer wird einen großen Theil der Logik gelegentlich bey der Sprachkunst vortragen können.

Sprachkunde, Sprachkenntniß, Sprachkunst, Sprachlehre und Sprachwissenschaft sind nicht gleich bedeutend. Die beyden ersten Ausdrücke werden subjective, der dritte und vierte objective, der letzte aber auf beyderley Art gebraucht. **Sprachkunde und Sprachkenntniß** bezeichnen den Inbegriff klarer und deutlicher Vorstellungen, welche jemand von einer Sprache hat; **Sprachkunst und Sprachlehre** bezeichnen den Inbegriff der Sprachregeln, und zwar erste, so fern durch dieselbe eine Fertigkeit gewirket wird; **Sprachwissenschaft** aber ist sowohl subjective die Fertigkeit, die Sprachregeln aus unwidersprechlichen Gründen darzuthun, als auch objective, der Inbegriff aller unumstößlich erwiesenen Sprachregeln.

Ob es besser ist, eine Sprache, und besonders seine Muttersprache, grammatisch, d. i. mit Bewußtseyn der Sprachregeln, oder aus bloßer Übung zu erlernen, ist sehr leicht zu entscheiden, so bald man nur über den Vorzug der klaren und deutlichen Erkenntniß vor der dunkelen und verworrenen einig ist. Die letztere ist von einer bloß aus der Übung erlangten Fertigkeit unzertrennlich, die erstere aber kann allein aus der Sprachlehre erhalten werden. Diese ist in der Muttersprache desto nothwendiger,

je unverzeihlicher es ist, sich von Gegenständen außer uns klarer und deutlicher Begriffe zu befleissigen, und sich in Ansehung des Ganges und Ausdruckes seiner eigenen Gedanken mit dunkeln und verworrenen zu befriedigen. Hätten sich die Deutschen bisher mit mehrerm Eifer einer grammatischen Kenntniß ihrer Sprache beflissen, so würde die im vorigen angeführte Klage Ottfrieds aus dem neunten Jahrhundert, cavent aliarum et deformitatem non verecundant suarum; stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, et paene propria lingua vitium generat per singula verba, nicht noch in der letzten Hälfte des achtzehnten gelten.

§. 35. Jedes Volkes wahre Geschichte verlieret sich endlich in den rohen und ungesitteten Zustand. Selbst Mosis Geschichte fängt nicht undeutlich daselbst an, denn von Adams beyden Söhnen war der älteste ein wilder Jäger und der jüngste ein Nomade; ein deutlicher Fingerzeig von dem gewöhnlichen Übergange aus dem wilden Zustande in den gesittetern, wenn Volksmenge ihn nothwendig macht. Man kann es daher als einen höchst wahrscheinlichen Satz annehmen, und der Bau jeder Sprache beweiset es unwidersprechlich, daß sie von rohen ungebildeten noch ganz sinnlichen Völkern eingeführet und ausgebildet worden. Am deutlichsten erhellet dieses aus dem Baue solcher Sprachen, welche sich, so viel man weiß, noch in der ersten ursprünglichen Gestalt erhalten haben, wie die Deutsche, und nicht durch mehrmahlige Vermischungen um ihre ganze Eigenthümlichkeit gekommen sind, wie alle westlichen Europäischen Sprachen.

Analogie oder Sprachähnlichkeit.

Weil Sprache und Vernunft sich, wie ich im folgenden zweyten Kapitel zu erweisen suchen werde,

zu

zu einer und eben derselben Zeit entwickelt, und sich gegenseitig ausgebildet haben, so kann ein solches noch ganz sinnliches Volk, wenn es Sprache erfindet und ausbildet, nicht nach dem Bewußtseyn klar erkannter Gründe verfahren, sondern es muß dabey ganz von dunkelen Vorstellungen ähnlicher Fälle abhangen, weil es seine klare und deutliche Erkenntniß erst mit und durch die Sprache erhält. Es hatte z. B. geglaubt, es müsse die dunkele Empfindung, welche es von dem Verhältnisse der Ursache gegen die Wirkung hatte, durch den Sauselaut s ausdrucken, und ihn an die Ursache anhängen, so folgte es diesem Verfahren, so oft diese dunkele Empfindung wieder kam. Mehrere Dinge einer Art zu bezeichnen, hing es ihrem Nahmen in der Einheit bald ein r, (er,) bald ein n, (en,) bald ein e an, je nachdem der Laut, welchen ihr Beysammenseyn verursachte, dem Laute dieses oder jenen Buchstabs näher kam, und in der Folge, so wie es glaubte, daß sie ihrem Laute nahe kommen würden, wenn sie sich wirklich bewegten. Daraus entstand nun das, was wir Analogie oder Sprachähnlichkeit nennen, d. i. ein übereinstimmiges Verfahren in ähnlichen Fällen.

Ausnahmen von den Regeln.

§. 36. Allein diese Empfindung der Ähnlichkeit in mehrern Fällen war nur dunkel und desto dunkler, je feiner und verwickelter sowohl die Unterschiede als die Ähnlichkeiten waren. Hätten sie einen klaren Begriff von dem Causal-Verhältnisse haben können, so würden sie es nicht in einigen Fällen durch s, in andern durch en, und in so vielen andern gar nicht ausgedruckt haben. Hätten sie sich den Begriff der Menge, der doch sonst eben nicht so verwickelt ist, klar gedacht, so würden sie ihn nicht einmahl durch er, ein anderes Mahl durch n und en,

wieder

wieder ein anderes Mahl durch e, und in andern Fällen gar nicht ausgedruckt haben. Allein so folgten sie bloß der dunkeln Empfindung des Lautes, und druckten die Mehrheit bald auf diese, bald auf jene Art aus, je nachdem sie glaubten, daß ihr Laut in der Bewegung dieser oder jenen Sylbe am nächsten komme, oder doch am nächsten kommen könne. Daher scheint uns jetzt bey deutlichern Begriffen in den Sprachen so vieles willkührlich, was es doch nicht ist, und wir vermissen jetzt da Ähnlichkeit, wo sie ursprünglich wirklich war.

Da die dunkele Empfindung der Ähnlichkeit bey weiterer Cultur der Sprache immer mehr erlöschen mußte, je mehr sie sich von ihrer ersten Stütze entfernte, so ward auch die Beobachtung derselben in manchen Fällen ungewiß, besonders da, wo man den Gebrauch nicht immer im frischen Andenken hatte. Ein Wort ward z. B. nur selten gebraucht, vielleicht noch seltener im Plural; es kommen Fälle vor, wo es doch nothwendig war; die dunkele Empfindung des eigenthümlichen Lautes war erloschen, oder es war ungewiß, welches der wahre seyn konnte. Man wählte also unter den dunkel empfundenen Ähnlichkeiten die klarste, oder folgte in einem streitigen Falle einer ganz andern Art von eben so dunkel empfundenen Ähnlichkeit.

Aber es gibt auch Fälle, wo zwey verschiedene Arten von Ähnlichkeit in einem einigen Falle zusammen kommen, von welchen doch nur eine befolget werden kann. Man hätte z. B. nach dunkler Empfindung die Regel gemacht, daß unbestimmte Nahmen, welche Wesen vielerley Art unter sich begriffen, z. B. das Wort Ding, in der Mehrheit ein e bekommen sollten, weil dieß der Laut der unbestimm-

bestimmtesten Bewegung ist, und bey einem so weitläufigen Classennahmen, der alles unter sich begriff, keiner Art vor der andern der Vorzug gebühren konnte, und so hieß das Wort Ding im Plural ganz richtig Dinge. Allein man brauchte eben dasselbe Wort auch oft im eingeschränktern Verstande von gewissen bestimmten körperlichen Dingen, und zwar von solchen, deren Plural man gewöhnlich durch er bezeichnete, weil ihr Laut in der Mehrheit dieser Sylbe am nächsten kam, und sagte daher in dieser Bedeutung wieder eben so richtig, aber nach einer andern Analogie, Dinger. In manchen Fällen opferte man die eine Analogie ganz auf, und folgte der andern, weil man sie nach der sinnlichen Vorstellungsart der Spracherfinder am klärsten empfand.

Aus diesen und andern ähnlichen Fällen mehr entstanden nun in allen Sprachen so viele Abweichungen von der Ähnlichkeit, oder Ausnahmen von den Regeln, welche die Erlernung der Sprachen erschweren, aber nunmehr als nothwendige Übel geduldet werden müssen, weil in allen Sprachen alles auf nur dunkel empfundenen Ähnlichkeiten beruhet, und sich daher statt einer weggeschafften Ausnahme deren zwey neue einstellen würden.

Sprachregeln umfassen nicht alle Fälle.

§. 37. Hierzu kommt noch, daß der Mensch, in seinem ungebildeten Zustande, als ein getreuer Sohn der Natur, in allen seinen Handlungen nur sehr unvermerkt von einer Art der Ähnlichkeit zur andern übergehet. In den Sprachen wird dieses vorzüglich merklich, weil sie nicht willkührlich oder nach deutlichen Erkenntnißgründen, sondern nach dunkel empfundenen Ähnlichkeiten, gebildet sind. Daher ist der Übergang von einer Art der Ähnlichkeit

keit zur andern so unmerklich, daß es Fälle gibt, wo auch der aufmerksamste Beobachter unschlüssig bleiben muß, zu welcher von beyden sie gerechnet werden müssen. Beyspiele davon kommen in der Folge auf allen Seiten vor, obgleich die gewöhnlichen Sprachlehrer dergleichen Fälle gern zu unterdrücken pflegen, weil sie irrig glauben, daß ihre Regeln schlechterdings alle Fälle unter sich begreiffen müßten. Die Vocale gehen durch das h so unvermerkt in Consonanten über, daß auch manche dasselbe zu den Vocalen, andere zu den Consonanten rechnen. Der Artikel der verliert sich so unvermerkt in das Pronomen, dieses in das Adjectiv, dieses auf der einen Seite in das Adverbium, und auf der andern in das Substantiv, das Adverbium in die Partikel u. s. f. daß man die Gränzlinien, wo sich zwey Redetheile scheiden, nie mit völliger Gewißheit bestimmen kann. Eben das gilt von allen Regeln, und wenn Sprachlehrer hier in streitigen Fällen eigenmächtig entscheiden oder selbige willkührlich zu einer der entgegen gesetzten Ähnlichkeiten ziehen wollen, so verrathen sie ihre Unkunde in dem eigenthümlichen Gange der Sprache. Aber eben dieses erschweret auch die Sprachkenntniß, und vermehret die Ausnahmen von den Regeln, welche sich nur auf die am meisten hervor stechenden Fälle erstrecken können, daher der Sprachlehrer die Übergänge zwischen zwey entgegen gesetzte Ähnlichkeiten entweder als Ausnahmen anführen, oder völlig übergehen muß.

Herrschaft des Sprachgebrauchs.

§. 38. Ausnahmen von den Regeln sind demnach in allen Sprachen nothwendig, indem sie jederzeit auf das tiefste in ihr Wesen eingewebet sind. Aber wer sagt uns, was wahre Ausnahmen von den Regeln oder Fehler einzeler Personen sind? Zum

Glück ist dieser Entscheidungsgrund in den Sprachen nichts weniger als zweydeutig; es ist der herrschende allgemeine Gebrauch, welcher der höchste Gesetzgeber in allen Sprachen ist, und auch in allen Jahrhunderten und in allen Zonen dafür erkannt worden.

— Vſus
Quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi, *Hor.*

Zwar hat es zu allen Zeiten mißvergnügte Glieder der Gesellschaft gegeben, welche zwar an den Vortheilen derselben Theil nehmen, aber sich ihren Gesetzen und Einschränkungen nicht unterwerfen wollen, und sogar die Herrschaft des Sprachgebrauches für die unerträglichste Tyranney ausgegeben haben. Allein es ist nicht schwer zu zeigen, wie sehr sie ihre eigenen Vortheile verkennen.

Die Sprache ist das wirksamste Mittel, andern seine Empfindungen, Bedürfnisse und Gedanken mitzutheilen; ihr höchster Endzweck ist daher allgemeine Verständlichkeit unter den einzelen Gliedern einer beträchtlichen Anzahl Menschen. Sie ist das engste und genaueste Band der Geschlechter und Nationen, das sicherste Mittel, Völker zu verknüpfen und zu trennen, ja eigentlich das, was Völker zu Völkern macht. Das dringende allgemeine Bedürfniß schuf Sprache, bildete sie aus, und muß sie auch erhalten. Hat ein Volk einmahl Sprache geschaffen und ausgebildet, und sich dadurch zu einem eigenen Volke erhoben, so ist es nicht nur eines jeden, der ein Glied desselben seyn will, Pflicht, sich diesem stillschweigend errichteten Gesetze zu unterwerfen, sondern sein eigener Vortheil erfordert es auch, denn er spricht doch wohl in keiner andern Absicht, als um verstanden zu werden.

Aber,

Aber, sagt man, der blinde Gebrauch des unwissenden Volkes hat tausend Unrichtigkeiten und Ungleichheiten in die Sprache eingeführet, und es ist die Pflicht weiserer Glieder die Gesellschaft diese Unrichtigkeiten wegzuschaffen, eine Sprache auf ihre wahre Analogien zurück zu führen, und wenn das nicht auf einmahl möglich ist, dem blinden Gebrauche doch nach und nach eine Furche abzupflügen. — So viel Worte, so viel unrecht verstandene und irrige Sätze; aber um nicht zu weitläufig zu werden, muß ich es bey ein Paar Anmerkungen bewenden lassen.

1. Der blinde Gebrauch. Jede Sprache ist nach dunkel empfundenen Ähnlichkeiten erfunden, erweitert und ausgebildet worden; wenn man das unter dem blinden Gebrauche verstehet, so möchte ich den sehenden kennen lernen, oder mit andern Worten, man nenne mir eine Sprache, welche je nach deutlich erkannten Gründen erfunden oder ausgebildet worden. In diesem Verstande ist jeder Gebrauch in der Sprache blind, obgleich das, was nach dunkel empfundenen Ähnlichkeiten in einer Sprache eingeführet worden, nachmahls von manchen nach deutlicher Erkenntniß kann beybehalten werden. Verstehet man aber unter dem blinden Gebrauche Abweichungen von bekannten Analogien, wovon wir jetzt den Grund nicht einsehen, so folgt daraus noch nicht, daß bey der ersten Einführung kein Grund dazu vorhanden war. Ein rohes ungebildetes Volk, und dieses ist allemahl Spracherfinder, thut nichts ohne Grund; und wenn derselbe gleich nur dunkel empfunden wird, so ist es doch ein Grund, und kein schlechterer, als ein jeder anderer in der Sprache, weil, wie ich im folgenden

zeigen werde, alles in der Sprache auf Befolgung dunkel empfundener Ähnlichkeiten beruhet.

2. Aber die tausend Unrichtigkeiten und Ungleichheiten verdienen doch wohl weggeschaffet zu werden? Wenn man das alles Unrichtigkeiten nennt, was nach jetzt verlohren gegangenen Ähnlichkeiten in den Sprachen gebildet worden, so ist die Zahl tausend noch viel zu klein. Man nehme nur die beyden Fälle, die Declination der Hauptwörter und ihr Geschlecht. Zu Einrichtung beyder hatten die Spracherfinder gewiß ihren guten Grund, ob wir gleich jetzt in den wenigsten Fällen mehr etwas davon wittern können, weil die dunkle Empfindung der Ähnlichkeit, welcher sie dabey folgten, verlohren gegangen ist. Beydes macht die Erlernung nicht nur der Deutschen, sondern fast aller Sprachen so schwer, und wenn man Erscheinungen, wovon wir jetzt keinen Grund mehr einsehen, nach deutlich erkannten Ähnlichkeiten ändern dürfte, so müßte man hier anfangen. Doch nicht bloß hier, sondern gleich bey der Bildung der Wörter, weil, dem Scheine nach, Zufall und Willkühr nirgends geschäftiger gewesen sind, als hier, wie aus dem folgenden zweyten Kapitel erhellen wird. Aber was würde der Erfolg davon seyn? Da des Änderns und Besserns kein Ende seyn würde, so müßte in kurzem eine ganze neue Sprache heraus kommen, worin das Volk, dessen Sprache es seyn soll, sich und den ganzen Gang seiner Vorstellungen völlig verkennen würde. Dieser Unbequemlichkeit, welche die Absicht und den Nutzen jeder Sprache aufheben würde, zuvor zu kommen, hat jedes Volk durch stillschweigende Einwilligung das Gesetz gemacht, daß sein einstimmiger und allgemeiner Gebrauch die höchste Vorschrift in seiner Sprache seyn soll, oder vielmehr,

dieses Gesetz folgt aus dem Begriffe eines Volkes und einer Sprache auf die natürlichste und ungezwungenste Art von selbst. Es hat auch zu allen Zeiten so kräftig über die Beobachtung dieses Gesetzes gewachet, daß selbst Monarchen nicht mächtig genug gewesen, auch nur die geringsten Änderungen in einer Sprache einzuführen, eine Erfahrung, welche nebst so vielen andern mißlungenen Unternehmungen dieser Art einen jeden auf immer von allen Neuerungen abschrecken sollte. Daraus folget aber nicht, daß eine Sprache, wenn sie einmahl erfunden und nothdürftig ausgebildet worden, nunmehr unveränderlich sey. Sie wird verbessert durch den Wachsthum einer Nation in Kenntniß, Geschmack und Sitten, nicht aber durch die Bemühungen einzeler Glieder, deren Einsichten und Einfälle immer nicht das Verhältniß zum Ganzen haben, daß sie die verlangte Wirkung hervor bringen könnten.

3. Seinem Nachbar eine Furche abpflügen, ist in allen gesitteten Gesellschaften strafbar, und das Vergehen wird noch größer, wenn der Acker nicht bloß dem Nachbar, sondern der ganzen Gemeinde gehöret. Man spricht sich also durch dieses Gleichniß das Urtheil schon selbst, und gestehet die Unrechtmäßigkeit aller Sprachneuerungen deutlich genug ein. Doch ohne mich länger bey dem Gleichnisse aufzuhalten, so ist es doch am Ende ein sehr unbedeutender Gewinn, wenn man auch ein Paar Abweichungen von deutlich erkannten Analogien wegschaffen könnte, da noch immer so viele tausend andere übrig bleiben, und immer übrig bleiben müssen, so lange es noch Sprache gibt. Aber Verlust und Unschicklichkeit wird es, wenn mit der weggeschafften Abweichung ein wahrer Vortheil wegfällt, oder die Verbesserung in den ganzen Gang der Sprache nicht

paßt. Das Wort lebendig ist auf zwiefache Art wider alle Analogie, theils, weil es den Ton auf der Ableitungssylbe end hat, theils, weil es ein von einem Participio abgeleitetes Wort ist. Wollten wir es um deswillen wegschaffen, womit wollten wir dessen Begriff ersetzen? Denn lebendig bedeutet doch immer noch etwas anders als lebend. Wenn Deutschland nicht sehr schnell an Geschmack und Wohlstand abnimmt, so ist dessen Sprache, und zunächst die Hochdeutsche Mundart, noch vieler Grade der Verfeinerung, selbst in der Aussprache, fähig. Zu einer Zeit, da wir solche Veränderungen sehr wahrscheinlich voraus sehen können, die Orthographie mit Consonanten überfüllen wollen, um alle Schattirungen in der Aussprache auszudrucken, oder den innern Bau der Sprache aufzuschließen, und daher schtehen, schprechchen, schtreichen, dreüzüg, vierzüg u. s. f. schreiben zu wollen, heißt den Gang der Cultur mit allen seinen Vortheilen und Nachtheilen verkennen, die Sprache im Äußern wieder um ein Paar Jahrhunderte zurück setzen, und alles das Rauhe wieder in dieselbe einführen, dessen sie sich in dem Fortschritte ihrer Cultur entladen hat. Aber auf der andern Seite alles im Schreiben weglassen wollen, was man in der Aussprache nicht unmittelbar zu hören glaubt, heißt, vieler andern Nachtheile vorjetzt nicht zu gedenken, der fortschreitenden Cultur um ein Paar Jahrhunderte vorgreiffen, ihr den Weg vorschreiben, welchen sie gehen soll, da man doch nicht weiß, welchen Weg sie gehen wird und gehen kann, indem derselbe von tausend zufälligen Umständen abhängt.

4. Wenn eine Nation, oder wenigstens der edlere und höhere Theil derselben, es im Geschmacke bis zur feinsten Empfindung des Regelmäßigen,

Wohlklingenden und Wohlanständigen in allen Theilen der Erkenntniß bringt, so wird er auch manche Ungleichheiten und Abweichungen in der Sprache nach und nach von selbst ablegen, wo es ohne andere Nachtheile geschehen kann. Gerade so und auf keine andere Art haben sich die Sprachen Athens, Roms und Frankreichs verfeinert, und auf eben dieselbe Art hat sich die Deutsche von dem sechsten Jahrhunderte an gebildet. Aus eben dieser Ursache sucht die Hochdeutsche Mundart sich nach und nach immer mehr der irregulären Zeitwörter zu entledigen, und sie nach dem Muster der regulären zu bilden, ohne daß Sprachlehrer oder einzele Mitglieder mit Vorbewußt dabey mitgewirkt hätten oder noch mitwirkten. Alles also, was einzele Glieder der Nation zur Verbesserung und Verfeinerung der Sprache beytragen können, bestehet darin, daß sie nach dem Maße ihrer Kräfte die Verbreitung der Kenntniß und des wahren und richtigen Geschmackes zu befördern suchen; alles übrige hat von je her nicht allein seine Absicht verfehlet, sondern auch Verwirrung und Zerrüttung des Ganzen hervor gebracht. Will man ja einen Schritt weiter gehen, so kann man die Nation auf die Ungleichheiten aufmerksam machen, damit sie selbige, wenn der wahre Zeitpunct des Geschmackes kommt, desto eher und leichter empfinde. Allein es müssen wahre Ungleichheiten seyn, und zwar solche, mit welchen kein anderweitiger Vortheil eingebüßet wird; die vorgeschlagenen Änderungen müssen keine willkührlichen oder selbst erdachten Vortheile, keine Convenienzen der Etymologie seyn, sie sey wahr oder eingebildet, weil diese bey Verfeinerung der Sprache am wenigsten in Betrachtung kommt, sondern allemahl am ersten aufgeopfert wird. Man vertauscht Doppellaute mit

einfachen Vocalen, tiefere Vocale mit höhern, harte Consonanten mit weichern, wirft Consonanten weg, welche man zum Wesen des Wortes für unnöthig hält, oder trennet zwey Consonanten durch einen Vocal. So haben sich alle Sprachen in der Welt verfeinert, und so wird es die Deutsche vermuthlich auch machen, wenn ihre Zeit gekommen ist, oder vielmehr, sie wird nur auf dem Wege fortfahren, welchen sie seit mehrern Jahrhunderten betreten hat. Freylich wehe dem Sprachforscher, der nach ein Paar Jahrhunderten solcher Verfeinerung die Wurzel eines Wortes aufsuchen will! Aber wer kann dem unaufhörlichen Stufengange menschlicher Dinge Gränzen vorschreiben, und wo ist der Tropfen Wassers, der den Strom des Flusses hemmen könnte?

Was Sprachfehler sind.

§. 39. Wenn man nun den Sprachgebrauch einmahl für dasjenige erkennet, was er wirklich ist, für den ersten und höchsten Gesetzgeber in einer jeden Sprache, so können auch die Gränzen seines Gebietes nicht mehr streitig seyn. Er erstreckt sich über alles, was zur Sprache gehöret, über die Bildung, Bedeutung, Biegung und Verbindung der Wörter, über die Art sie auszusprechen, und sie zu schreiben, weil eine jede Abweichung in einem dieser Stücke die Harmonie des Ganzen stören und die allgemeine Verständlichkeit, die erste und einige Absicht der Sprache, hindern würde. Was den Sprachgebrauch beleidigt, wird ein **Sprachfehler**, auch wenn es die beste Analogie vor sich hätte, wird aber ein desto größerer Fehler, wenn er zugleich wider eine allgemein erkannte oder angenommene Analogie anstößt.

Um Neuerungen in der Orthographie einzuführen, hat man mehrmahls den **Schreibegebrauch** von

von dem Sprachgebrauche zu trennen gesucht, und behauptet, daß zwar der letztere unverletzlich sey, daß sich das aber nicht von dem erstern sagen lasse. Man hat es behauptet, aber nie bewiesen. Der Schreibegebrauch ist nur eine abgesonderte Provinz des Sprachgebrauches, die mit ihm einerley höchstes Grundgesetz erkennen muß, weil die Schrift eben dieselbe Absicht hat, als die Sprache, nähmlich die allgemeine Verständlichkeit. Könnte man den Schreibegebrauch dem Sprachgebrauche entgegen setzen, so hätte man eben so viel Recht, ihm auch den Bildungsgebrauch, den Gebrauch der Aussprache, der Zusammensetzung, den Verbindungsgebrauch u. s. f. zu entziehen; und was würde denn für den Sprachgebrauch übrig bleiben? Nichts als der leere Nahme; die Sprache und alles, was zu ihr gehöret, würde den Grillen und der Willkühr eines jeden Preis gegeben werden, und aus einem durch Sprache verbundenen Volke würde ein neues Babel werden, wo mit der allgemeinen Verständlichkeit auch die Übereinstimmung der Sitten und die Einheit des Willens verloren gehen würden.

Wie weit man verleitet werden kann, wenn man sich nur in einem Stücke dem Gehorsam gegen den Sprachgebrauch entziehet, siehet man an den neuern Reformatoren der Orthographie nur gar zu deutlich. Erst ehren sie noch den Sprachgebrauch, und wollen nur den Schreibegebrauch auf allgemeinere und bestimmtere Regeln zurück führen; allein, weil hier die allgemeine Aussprache den willkührlichen Gesetzen oft entgegen stehet, so fängt man unvermerkt an, auch diese umzuschaffen, und da man einmahl im Verbessern ist, so kommt die Reihe gar bald auch an die Bildung der Wörter, an ihre Verbindung u. s. f. und so pflügt man so lange eine Fur-

che nach der andern ab, bis der ganze Acker abgepflüget ist. Doch ich kann mich hier bey dem Schreibegebrauche nicht länger aufhalten, zumahl da ich bey der Lehre von der Orthographie weitläufiger davon reden werde.

Ansehen der Schriftsteller.

§. 40. Daß sich jeder einzele Mensch bald auf diese, bald auf jene Art von dem Sprachgebrauche entfernet, ist kein Einwurf wider dessen Allgemeinheit; es beweiset weiter nichts, als was man ohnehin schon weiß, daß die Vollkommenheit kein Los endlicher Dinge ist. Jeder einzele Mensch hat seine eigenen Züge, Meinungen und Gesinnungen, und doch können sie eine wohl verbundene Gesellschaft ausmachen, so fern sie nur in gewissen allgemeinen Meinungen und Gesinnungen überein stimmen, und eben diese dadurch unter sich verbundene Gesellschaften können auf eben dieselbe Art immer wieder höhere Ganze ausmachen, und doch ihre individuellen Eigenheiten selbst in Rücksicht jeder untergeordneten Gesellschaft behalten. Eben das gilt auch von den Sprachen. Jeder Mensch hat allerdings auch darin etwas Eigenes, und dennoch können alle an einem und eben demselben Orte wohnende Menschen, mit Weglassung der Eigenheiten eines jeden, eine allgemein verständliche Sprache haben. Aber auch dieser Ort kann und muß sein Eigenes haben, und dennoch können tausend Orte mit allen ihren Eigenheiten in einer ihnen allen verständlichen Provinzial-Sprache oder Mundart überein kommen, und hundert solcher Mundarten können, mit Weglassung ihrer Eigenheiten, wieder in einer allgemeinen Landessprache überein kommen. Diese allgemeine Landessprache ist für Deutschland die Hochdeutsche Mundart, welche, mit Übergehung aller Eigenheiten der Provinzen, bloß das Allgemein-

gemeinste enthält, und daher in Süden und Norden gleich verständlich ist. Von ihr gilt, was von allen höhern Classen überhaupt gilt; diese enthalten immer weniger individuelle Merkmahle, je höher sie steigen; die Hochdeutsche Mundart ist in Ansehung der provinziellen Bedürfnisse am ärmsten, ob sie gleich auf der andern Seite an Ausdrücken für allgemeine Begriffe die reichste ist. Sie mit den Eigenheiten der Provinzen bereichern wollen, würde nichts anders heissen, als ihre allgemeine Verständlichkeit vernichten und sie von einer höhern Classe zu einer niedern Gattung herab setzen.

Wenn man also von dem allgemeinen Gebrauche in Sprachen redet, so verstehet man das, was wirklich allgemein ist, das ist, was von dem größten Theile, mit Weglassung aller individuellen, localen und provinziellen Eigenheiten, gilt. In einer durch Wissenschaften und Geschmack ausgebildeten allgemeinen Schriftsprache, dergleichen die Hochdeutsche ist, bestehet dieser allgemeine Gebrauch in der Übereinstimmung der besten und weisesten Schriftsteller.

Das können nun freylich keine andern seyn, als welche mit hinlänglicher Kenntniß der Sachen, eine gelehrte Kenntniß ihrer Sprache und zugleich Geschmack genug besitzen, sich in allen Fällen auf die treffendste, richtigste und edelste Art auszudrucken. Allein es müssen alle drey Erfordernisse beysammen seyn, Kenntniß der Sachen, weil man deutliche Begriffe haben muß, wenn der Ausdruck in jedem Falle dem Gedanken auf das genaueste angemessen seyn soll, gelehrte Kenntniß der Sprache, ohne welche man nie vor Sprachfehlern sicher ist, und Geschmack, eine der vorzüglichsten Eigenschaften, welche, wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, oft den Mangel der Sprachkenntniß ersetzet; Geschmack, nicht nur

edel,

edel, schön und wohlanständig zu denken, sondern auch das Gedachte auf die edelste, beste und wohlanständigste Art auszudrucken. Wer diese drey Eigenschaften in beträchtlichem Maße besitzet, kann auf den Vorzug eines classischen Schriftstellers in seiner Sprache Anspruch machen.

Zum Glücke haben wir solche Schriftsteller, und die Nation kennet sie zu gut, als daß sie genannt werden dürften. Zwar hat jeder dieser Schriftsteller seine Eigenheiten und seine Fehler, aber er muß sie haben, weil er ein einzeles Individuum ist, und der höchste Grad der Vollkommenheit einem jeden endlichen Geschöpfe unerreichbar bleibt; allein diese Eigenheiten, diese Fehler sind durch Vergleichung mehrerer solcher Schriftsteller leicht zu entdecken, und man wird sich nie irren, wenn man das, worin sie alle, oder nur viele von ihnen überein stimmen, für den allgemeinen und besten Hochdeutschen Sprachgebrauch hält.

Ich will bey dieser Gelegenheit noch eines Satzes gedenken, welcher sehr oft mißverstanden wird. Man sagt gemeiniglich, die Sprache erhalte ihre Bildung und Festigkeit nur allein von guten Schriftstellern, und besonders von guten Dichtern. Eigentlich bilden sie nun die Sprache wohl nicht, sie sammeln nur das allgemein Gute und Schöne, was schon in der Sprache ausgebildet da liegt, heben es heraus, und stellen es der Nation in einem schön verbundenen Ganzen dar. Wagen sie neue Ausdrücke, neue Verbindungen, neue Figuren, so geschiehet es allemahl nach den Regeln der strengsten Analogie, die ihnen ihr Geschmack gar bald entdeckt. Sind dergleichen Schriftsteller die ersten ihrer Nation, so tragen sie allerdings zur Bildung ihrer Nation und Sprache viel bey, weil ihr Beyspiel

auch andere lehret, nur das Gute und Schöne, was schon in der Sprache wirklich da ist, anzuwenden und nachzuahmen.

§. 41. Indessen umfasset der Sprachgebrauch nicht alle mögliche Fälle, welche in einer Sprache vorkommen können, und ist daher auch in dieser Rücksicht kein Tyrann. Solche Fälle nun müssen nach andern Gründen bestimmet werden, welche doch jenem untergeordnet sind. Es stehen demnach die gesetzgebenden Theile in der Sprache folgender Gestalt unter einander. Gesetzgebende Theile in der Sprache.

1. Der Sprachgebrauch, als die höchste und unumschränkteste Macht; was dieser einmahl entschieden hat, ist unwiderruflich entschieden, er müßte es denn selbst für gut befinden, in seinen einmahl getroffenen Verfügungen eine Änderung zu treffen. Ganz Deutschland nennet den einen Bedienten, der einen andern bedienet, so sehr es auch wider die Natur dieser Participien ist; der allergrößte Theil von Deutschland schreibt und spricht dreyßig, vierzig, sechzig, obgleich die letzte Sylbe von zug herkommt; ganz Deutschland braucht das Frauenzimmer von einzelen Personen, so sehr es auch wider alle Analogie ist; ganz Deutschland sagt das Weib, so sehr es auch eine weibliche Person bedeutet; ganz Deutschland schreibt und spricht Knoblauch, obgleich die erste Hälfte von klieben, spalten, für Klobelauch, ist, Aalraupe, obgleich die letzte Hälfte von rauben ist. Das Zahlwort zwey nach den drey Geschlechtern zu biegen, zween, zwo, zwey, ist wider den Hochdeutschen Sprachgebrauch, ob es gleich von einigen nach dem Muster einiger Oberdeutschen Provinzen geschiehet. Diese und unzählige andere Fälle sind Ausnahmen von den Regeln, nicht

nicht aber Sprachfehler, die man verbessern könnte und dürfte. Da aber der Sprachgebrauch sich nicht auf alle Fälle erstrecket, sondern oft getheilt, schwankend und ungewiß ist, so tritt alsdann

2. Die **Analogie** oder **Sprachähnlichkeit** in ihre Rechte, und entscheidet alles das, was jener unentschieden läßt. Die eine Hälfte von Deutschland schreibt und spricht ohngefär, die andere ungefär; hier ist der Sprachgebrauch getheilt, und alsdann entscheidet die Analogie für das leztere. **Die Verwandte, die Bekannte** sind nach dem Ausspruche der Analogie richtiger als **Verwandtinn** und **Bekanntinn**, so häufig sie auch vorkommen mögen. So bald aber die Sprachähnlichkeit auf Kosten des Sprachgebrauches erhoben wird, so ist auch keine Ungereimtheit mehr, für die man nicht sollte eine Analogie finden können. Es dürfte z. B. nur jemanden einfallen, alle regulären Zeitwörter nach einer der irregulären Formen zu beugen, oder dem andern, alle irregulären regulär zu gebrauchen; beyde würden sich mit der Analogie schützen können.

Wenn aber in einem streitigen Falle weder der Sprachgebrauch, noch die Sprachähnlichkeit, bestimmt genug sind, alsdann, und nicht eher gebühret

3. Der **Etymologie** oder **Abstammung** eine Stelle, welche daher am meisten in der Orthographie zu entscheiden findet, doch freylich nur in solchen Fällen, wo die beyden ersten Entscheidungsgründe schweigen. Man findet **Rätzel, Räzel** und **Räthsel, Ernte, Ernde** und **Ärnde, Eltern** und **Ältern** u. s. f. Hier lehret die Abstammung, daß die leztern Schreibarten die richtigsten sind, weil **Räthsel** vermittelst der Ableitungssylbe **sel** von **rathen, Ärnde** vermittelst der Sylbe **de** von **arnen**

gebildet

gebildet worden, Ältern aber eigentlich der Comparativ von alt ist. Die Abstammung ist allemahl dasjenige, was jedes Volk, wenn es seine Sprache mit Geschmack ausbildet, zuerst aufopfert und aufopfern muß, weil das Ungeschlachte, das Rohe, das Überfüllte, das Sinnliche, welches jeder unausgebildeten Sprache anklebt, feinern Sitten und Begriffen unmöglich angemessen seyn kann. Es kann sie auch ohne Schaden aufopfern, weil eine jede Sprache, so bald sie ihre erste Stütze, den Naturton, verloren hat, und diese muß sie bey nur ein wenig Cultur gar bald verlieren, eine Sammlung gewisser Maßen willkührlicher Zeichen wird, welche durch immerwährende Übertragung der Begriffe und unaufhörliche Cultur oft kaum noch ein schwaches und sehr unbestimmtes Merkmahl ihres ersten Ursprunges behalten, daher man in den meisten Fällen zufrieden seyn muß, wenn nur die nächste Abstammung bezeichnet wird. Das ist nun freylich dem Etymologen, der weiter nichts ist, als Etymologe, ein Ärgerniß; allein es ist der Natur der Dinge gemäß. Wenn sich eine Nation bildet, so empfindet die Sprache allemahl die erste Wirkung davon, weil sie ein getreues Gemählde der Begriffe und Vorstellungen ist.

4. Allein es gibt auch Fälle, wo alle diese drey Entscheidungsgründe schweigen, und alsdann muß in einer ausgebildeten Schriftsprache, dergleichen die Hochdeutsche ist, allerdings der Wohllaut in Betrachtung gezogen werden. Dieser lehret uns z. B. daß das an sich schon schwere r unmittelbar nach einem Doppellaute einen Mißklang verursacht, daher setzet er demselben ein e vor, denselben zu heben, Feuer, Dauer, dauern, mauern, euern, für Feur, Daur, dauren, mauren, euren. Die drey

vorigen Entscheidungsgründe haben nichts dawider, selbst die Etymologie nicht, weil die Versetzung des Vocals bey dem r auch in andern Fällen nicht ungewöhnlich ist, Born und Brunn, bernen und brennen, und es überdieß noch streitig ist, ob das r, wenigstens in manchen dieser Wörter, nicht die Ableitungssylbe er ist, welches wenigstens von Bauer erweislich ist. Ausm, aufm, und dergleichen lassen der Sprachgebrauch, die Analogie und die Etymologie unentschieden, aber der Wohllaut verwirft sie.

Indessen bleiben doch noch manche Fälle übrig, welche sich nach keinem dieser Gründe bestimmen lassen. Z. B. unter den Wörtern auf —niß, in welche sich das weibliche und sächliche Geschlecht theilen, befinden sich manche, welche selbst im Hochdeutschen gleich oft in beyden Geschlechtern gebraucht werden, z. B. Besorgniß, Ärgerniß, Begegniß; und in solchen Fällen bleibt es denn der Willkühr eines jeden überlassen, wofür er sich erklären will.

Wie Sprachregeln beschaffen seyn müssen.

§. 42. Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich nunmehr folgendes schließen. 1. Da alles, was in der Sprache angetroffen wird, bloß nach dunkel empfundenen Ähnlichkeiten eingerichtet worden, so müssen die Sprachregeln durch Aufsuchung und Bemerkung der übereinstimmigen Art des Verfahrens in jeder Sprache selbst aufgesuchet werden. Sie sind wahre Erfahrungssätze, die aus den Erfahrungen, d. i. einzelen Fällen, in der Sprache gesammelt und abgezogen werden müssen. Fast alle Sprachlehren der neuern Sprachen, und also nicht allein die Deutschen, sind mit ihren meisten Regeln nach den lateinischen Sprachlehren geformet; daher sind sie auch insgesammt so mangelhaft

und unvollständig, daß sie zur gründlichen Erlernung einer Sprache nicht hinreichen. Das Eigene jeder Sprache muß in ihr selbst aufgesucht werden; die bemerkte Analogie gibt die Regeln, und die Abweichungen des Sprachgebrauchs machen die Ausnahmen von den Regeln aus. 2. Da die Sprachregeln bloße Erfahrungssätze sind, so sind sie auch nur wahrscheinlich, und können nicht anders als durch Beyspiele erwiesen werden. Philosophische Beweise sind hier theils unmöglich, theils nicht hinlänglich, weil in einer Sprache nichts vorhanden ist, wovon nicht auch das Gegentheil Statt finden könnte, und in andern Sprachen wirklich Statt findet. 3. Da die Sprache mit der Erkenntniß und Cultur eines Volkes steigt und fällt, so müssen auch die Sprachregeln dem jedesmahligen Zustande einer Sprache und ihrem Gebrauche auf das genaueste angemessen seyn. Sie müssen die Sprache nicht um halbe oder ganze Jahrhunderte zurück setzen, noch weniger aber ihr um einige Jahrhunderte vorgreiffen wollen, weil kein Sterblicher wissen kann, was für einen Gang die Cultur, und folglich auch die Sprache, in der Zukunft nehmen wird. 4. Sprachregeln, welche die allgemeine Sprache eines ganzen Volkes umfassen und darstellen sollen, müssen aus dessen allgemeinen Schriftsprache, folglich im Deutschen aus der Hochdeutschen Mundart, gesammelt werden. Mundarten können hier keine Regeln geben, ob sie gleich zur Erläuterung und Begreifflichkeit mancher Regeln gebraucht werden können.

§. 43. Hieraus fließen aber auch zugleich die Pflichten und Befugnisse eines Sprachlehrers. Er ist nicht Gesetzgeber der Nation, sondern nur der Sammler und Herausgeber der von ihr gemachten Gese-

Pflichten und Befugnisse des Sprachlehrers.

Gesetze, ihr Sprecher und der Dollmetscher ihrer Gesinnungen. Er entscheidet nie, sondern sammelt nur die entscheidenden Stimmen der meisten. Nie läßt er sich durch Vorurtheil oder Eigenliebe verleiten, die Gesetze der Nation zu verfälschen, oder ihr seine Meinungen unterzuschieben. Er stellet die Sprache so dar, wie sie wirklich ist, nicht wie sie seyn könnte, oder seiner Einbildung nach seyn sollte. Er ehret den Sprachgebrauch in allen seinen Theilen, verwechselt ihn aber nicht mit Sprachfehlern, so gemein sie auch seyn mögen, besonders, wenn zu vermuthen ist, daß die Nation bloß aus Unkunde, Mangel der Aufmerksamkeit oder Übereilung ihr eigenes Gesetz übertritt. Dergleichen Vergehen, die der Sprachlehrer verbessern kann und muß, sind z. B. die Niedersächsische Form **du kömmst, er kömmt**, für **kommst** und **kommt**, **gülden** für **golden**, **Leim** für **Lehm**, **dem ohnerachtet** für **dessen ungeachtet**, **ohngefär** für **ungefär**, die so gemeine Verwechselung der Ableitungssylben **icht**, **ig** und **lich**, **denen**, **derer**, für den Artikel **den**, **der**, **worinnen**, **darinnen** für **worin**, **darin**, die **Lügen** im Singular für **die Lüge**, **die Saiten**, für **die Saite**, **ereignen** für **eräugnen**, die Verwechselung des **hinab** und **herab**, **hinauf** und **herauf**, **hinaus** und **heraus**, **hinein** und **herein**, **Reuter** für **Reiter** von **reiten**, und hundert andere mehr. Gehet er weiter, so überschreitet er die Gränzen seines Befugnisses und der Sprecher wirft sich zum Despoten auf.

Würde der Sprachkunst.

§. 44. Die Sprachkunst ist von Alters her zu den freyen Künsten gerechnet worden, d. i. zu denjenigen Künsten, welche von freyen Personen geübet werden konnten, um sie von den mechanischen zu unter-

unterscheiden, zu welchen nur Sclaven und Leibeigene gebraucht werden durften. Bey den Römern, bey welchen diese Eintheilung der Künste vorzüglich üblich war, war diese Stelle der Sprachkunst rühmlich, indem man auch alle damahls bekannte schönen Künste und Wissenschaften mit unter die freyen Künste zählte. Allein in den neuern Zeiten, da man die schönen Künste von den freyen trennete, und zu diesen weiter nichts, als die Schreibekunst, Sprachkunst und höchstens die gemeine Rechenkunst, rechnete, ward ihr diese Eintheilungsart äußerst nachtheilig. Man sahe sie als ein bloßes Werk des Gedächtnisses an, bey welchem Verstand und Nachdenken nichts zu thun hätten; sie blieb den niedern Schulen überlassen, und die Männer, welche sie vortrugen und lehrten, waren sehr selten an so vieles Nachdenken gewöhnt, daß sie auch nur die Oberfläche der Sprache hätten durchdringen können. Daher befinden sich fast alle Sprachlehren, nicht bloß der Deutschen, sondern aller Sprachen, die Hebräische etwa allein ausgenommen, in den traurigsten Umständen. Anstatt sich deutlicher Begriffe von derjenigen Sache zu befleissigen, welche man vortragen will, welches denn doch wohl die erste und vornehmste Pflicht eines Sprachlehrers seyn sollte, herrscht überall nichts als Verworrenheit. Der Artikel ist überall ein Wort, welches bloß das Geschlecht anzeiget, Nennwörter sind solche Wörter, vor die man einen Artikel setzen kann, Substantiva, Nennwörter, vor welchen nur ein oder höchstens zwey Artikel Statt finden, Adjectiva, vor die man alle drey Artikel setzen kann, Pronomina, Wörter, die anstatt der Nennwörter gesetzt werden u. s. f. Wie sich aus solchen Definitionen der Gebrauch der Redetheile bestimmen lasse, läßt sich leicht vorstel-

len; daher herrscht denn auch im Syntax überall Verwirrung und Mangel.

Die Sprachlehre ist des vernünftigen und wissenschaftlichen Vortrages eben so sehr fähig als eine jede andere Lehre, und es ist die Pflicht eines jeden Sprachlehrers, allen Begriffen in der Sprache den höchsten nur möglichen Grad der Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, und die Gründe aller Erscheinungen so tief aufzusuchen, als die Natur der Sache es verstattet. Will man das philosophisch nennen, immerhin; allein alsdann muß man auch gestehen, daß gründlich, vernünftig und philosophisch einerley ist, dem nur das seichte, unvernünftige und verworrene entgegen stehen kann. Wird einmahl jede Sprache, nicht die Deutsche allein, in den Schulen auf eine vernünftigere Art gelehret werden, als bisher geschiehet, so wird auch die Sprache davon den ausgebreitetsten Nutzen empfinden, und es wird in der Folge nicht ein jeder, der auch ein Sprachkenner zu seyn glaubt, nur immer einreissen und der Nation das Werk seiner Einbildungskraft unterschieben wollen.

Ich empfehle hier einem jeden, dem es um eine gründliche und gelehrte Kenntniß sowohl der ältern als neuern Sprachen zu thun ist, des Herrn Johann Werner Meiner, Rectors zu Langensalza, philosophische Sprachlehre, welche gegenwärtig in dem Breitkopfischen Verlage gedruckt wird, und sich auf die Hebräische, Griechische, Lateinische, Deutsche und Französische Sprache erstrecket; ein überaus gelehrtes und nützliches Werk, dem ich manche Aufklärung zu verdanken habe, welche ich ohne dasselbe nicht mit so leichten Kosten würde erhalten haben.

§. 45.

§. 45. Die Sprache ist vernehmlicher Ausdruck der Vorstellungen und Begriffe durch Worte. Diese werden entweder gesprochen oder geschrieben, und daraus ergeben sich zwey Haupttheile der Sprachlehre, wovon der erste die Fertigkeit richtig zu reden, und der andere die Fertigkeit richtig zu schreiben betrifft. Der letzte Theil ist bereits unter dem Nahmen der **Orthographie** oder **Rechtschreibung** bekannt; der erste hat noch keinen eigenen Nahmen, indessen könnte man ihn, wenn er einen haben müßte, die **Orthologie** oder **Rechtsprechung** nennen; nur müßte man den letztern Deutschen Nahmen nicht von der bloßen Aussprache der Buchstaben und Sylben verstehen, in welchem Verstande er von einigen neuern Sprachlehrern gebraucht worden. Eintheilung der Sprachlehre.

In fast allen Sprachlehren wird die Orthographie gleich zu Anfange unmittelbar nach der Lehre von der Aussprache vorgetragen; allein auf eine sehr unschickliche und widersinnige Art. Die Fertigkeit richtig zu schreiben setzt die ganze Fertigkeit richtig zu reden voraus, und kann der Natur der Sache nach nicht eher, als nach dieser, vorgetragen werden.

Gemeiniglich rechnet man auch die **Prosodie** mit zur Sprachkunst, vermuthlich nur bloß, weil sie in den Lateinischen Sprachlehren mit dahin gezogen worden, ohne zu bedenken, daß die Gründe, welche man hier dazu hatte, in der Deutschen Sprache wegfallen. Man wird dafür die in allen Sprachlehren so sehr verkannte Lehre vom Tone an ihrem gehörigen Orte finden.

§. 46. Der erste Theil, welcher der wichtigste und weitläufigste ist, zerfällt wieder in vier Abschnitte. Abtheilung des ersten Theils.

1. Von dem Ursprunge und der Bildung der Wörter oder der Etymologie, welche in allen Sprachlehren nur dem Nahmen nach vorhanden ist, indem alles, was daselbst von der Bildung der Wörter gesagt wird, auf einige mangelhafte und verworrene Begriffe von den Ableitungssylben und von der Zusammensetzung gegründet ist.

2. Von den Wörtern als Redetheilen, und von ihrer Biegung oder Flexion; eine Lehre, welche man bisher mit unter der Etymologie begriffen, zum Beweise, daß man von beyden nur sehr dunkele Begriffe hatte.

3. Von der Zusammensetzung einzeler Begriffe und Wörter, oder der Composition; ein Abschnitt, welcher den vorigen, der von einzelen Wörtern handelt, mit dem Syntax verbindet, und daher seine Stelle hier finden muß, zumahl da man doch die einzelen Wörter schon kennen muß, wenn man sie zusammen setzen will. Und endlich,

4. Von der Verbindung mehrerer Wörter zu einem Satze, von dem Syntax oder dem Redesatze, welcher Abschnitt nicht gründlich und vollständig vorgetragen werden kann, wenn dabey nicht mit auf die Lehre von den Sätzen und Perioden gesehen wird.

FRITZ GAHR Buchbinder
F. X. Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph,

Über die Geschichte der Deutschen Sprache, über Deutsche Mundarten und Deutsche Sprachlehre

Leipzig 1781

L.germ. 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583299-3
VD18 14376970-001